Bevölkerungsforschung *Aktuell*

Analysen und Informationen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Ausgabe 1 • 2018
39. Jahrgang

Liebe Leserinnen und Leser,

sowohl in Deutschland als auch in Europa ist seit Jahren ein Anstieg bei der Quote erwerbstätiger Frauen zu verzeichnen. Dabei konzentriert sich dieser Trend in Deutschland vor allem auf die Teilzeitarbeit. Einer aktuellen Studie der Hans-Böckler-Stiftung zufolge arbeitete im Jahr 2014 fast jede zweite deutsche Frau, aber nur knapp jeder zehnte Mann Teilzeit. Eine der Hauptursachen dafür liegt in der Elternschaft, deren Folgen sich auf dem Arbeitsmarkt nach wie vor stärker bei den Frauen als bei den Männern bemerkbar machen: Teilzeitarbeit ist eng verbunden mit Familie und Betreuungspflichten. Wie aus der Studie hervorgeht, spielt auch die Kinderzahl eine entscheidende Rolle: Je mehr Kinder Frauen haben, desto geringer sind ihre Arbeitszeiten. Dieser Trend scheint sich allerdings der Studie zufolge abzuschwächen. Mittlerweile gibt es Anlass zu der Vermutung, dass sich die Spaltung der Arbeitszeitniveaus von Männern und Frauen abschwächt, da die Frauen auch mit kleinen Kindern in zunehmendem Maße länger arbeiten und zwar unabhängig von der Zahl der im Haushalt lebenden Kinder. Demnach fiel die Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit innerhalb der letzten 14 Jahre in Deutschland doppelt so hoch aus wie im Durchschnitt der EU. Im gleichen Zeitraum hat sich dabei der Abstand zur höheren Erwerbstätigenquote der Männer nochmals verringert. Damit stellt sich die Frage: Verläuft die Entwicklung der Müttererwerbstätigkeit in industrialisierten Ländern gleich oder lassen sich gravierende Unterschiede ausmachen? Antworten darauf suchen Lena Reibstein und Uta Brehm in ihrem Beitrag am Beispiel von ausgewählten Staaten der OECD.

Dr. Evelyn Grünheid,
Forschungsdirektorin im BiB

Müttererwerbstätigkeit in Industrieländern – Konvergenz oder Divergenz?

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist heute in wachsendem Maße ein wichtiges Ziel im Leben junger Frauen. Daher werden im öffentlichen und politischen Diskurs in vielen OECD-Ländern Maßnahmen diskutiert und umgesetzt, die dazu beitragen können, diesen gewachsenen Anspruch auch verwirklichen zu können. So wurden in Deutschland in den letzten Jahren mit der Einführung des Elterngeldes und dem Ausbau der Kindertagesstätten politische Maßnahmen implementiert, denen sich die Mütter in ihrem Rückkehrverhalten seither relativ schnell angepasst haben.

Andere Länder, wie zum Beispiel die skandinavischen, haben bereits seit vielen Jahren diesen Weg beschritten, um so zu einer besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie beizutragen. Dagegen treiben manche osteuropäischen Länder diese Entwicklung zum Teil nur schleppend voran oder stellen sich ihr bewusst entgegen. Dies wirft die Frage auf, wie sich die Müttererwerbstätigkeit in den OECD-Ländern im letzten Jahrzehnt entwickelt hat.

Vor diesem Hintergrund untersucht der Beitrag, inwieweit die Entwicklung Rückschlüsse auf eine Konvergenz oder eine Divergenz der Länder zulässt. Die Analysen auf der Basis von Daten der OECD zeigen, dass die Antwort auf diese Frage vielschichtig ist. Deutlich wird aber, dass politische Unterstützung die Müttererwerbsquote und den -umfang stark beeinflussen kann. ➞ *Seite 2*

„Es gibt ein Zusammenspiel von Migration und Fertilität“: Elisabeth K. Kraus über Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit

Die Dynamik des Fertilitätsverhaltens von Zugewanderten ist von großem Interesse für die demografischen, sozialen und kulturellen Prozessen in den jeweiligen Zielländern. So stellt sich in diesem Zusammenhang immer wieder die Frage, inwieweit der Migrationsprozess und das Fertilitätsverhalten einander beeinflussen. Nähert sich das generative Verhalten dem Aufnahmeland an, oder ist es noch geprägt von den Normen und Wertevorstellungen des Herkunftslandes?

In ihrer Dissertation hat Elisabeth Katharina Kraus diesen Zusammenhang untersucht. Dabei wies sie anhand von Familienstrukturen von Migrantinnen und Migranten aus dem Senegal nach, dass sich Migrationserfahrungen auf das Fertilitätsverhalten auswirken. „Die Migration stellt ein einschneidendes Ereignis im Lebensverlauf eines Individuums dar, das sich auf verschiedene Bereiche des Lebens auswirken kann – darunter auch das Fertilitätsverhalten“, betont sie im Interview mit *Bevölkerungsforschung Aktuell*. ➞ *Seite 10*

Lena Reibstein; Uta Brehm (BiB)

Müttererwerbstätigkeit in Industrieländern – Divergenz oder Konvergenz?

Seit 2004 sind sowohl die Frauen- als auch die Müttererwerbsquote in den Mitgliedsstaaten der OECD um fast fünf Prozentpunkte gestiegen. Heute nehmen ca. 75 % der Frauen ohne Kinder unter 14 Jahren am Arbeitsmarkt teil, wobei sich in dieser Gruppe 25- bis 54-jährige Frauen ohne Kinder und solche mit älteren Kindern mischen. Frauen mit Kindern unter 14 Jahren arbeiten dem gegenüber seltener: Knapp 65 % von ihnen sind erwerbstätig. Für Mütter gelten strukturelle oder kulturelle Faktoren (Pfau-Effinger 1996), die eine Erwerbstätigkeit bei gleichzeitiger Verantwortung für abhängige Kinder einschränken (Sulak 2013).

Dennoch ist die Vereinbarkeit von Familie und Beruf heute zunehmend das Ziel vieler junger Frauen. Im öffentlichen und politischen Diskurs in vielen OECD-Ländern werden Maßnahmen diskutiert und implementiert, die ihnen dies ermöglichen sollen. In Deutschland wurde und wird die Vereinbarkeit mit der Einführung von Elterngeld (Plus) und dem Ausbau der Kindertagesstätten besonders versiert verfolgt und die Mütter haben sich dem in ihrem Rückkehrverhalten schnell angepasst (Bujard et al. 2017). Andere Länder, wie die skandinavischen, bewegen sich in dieser Hinsicht bereits seit vielen Jahren auf hohem Niveau. Wieder andere, z. B. manche osteuropäischen Länder, betreiben die Entwicklung zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf von Müttern eher schleppend oder stellen sich ihr bewusst entgegen. Es stellt sich also die Frage: *Quo vadis*, OECD? Wie hat sich die Müttererwerbstätigkeit in den OECD-Ländern im letzten Jahrzehnt entwickelt? Zeichnet sich eine Konvergenz ab? Oder divergieren die Länder sogar?

Um einen solchen internationalen Vergleich angesichts der Vielzahl teilweise sehr unterschiedlicher Länder anzustellen, wurden die Länder traditionell in Gruppen zusammengefasst, zumeist entlang ihres Wohlfahrtsstaaten-Regimes. Zu nennen sind hier die *sozial-demokratischen* skandinavischen Staaten, die das Ideal der Geschlechtergleichheit verfolgen, die *konservativen* mitteleuropäischen Länder, die eine traditionelle Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau fördern, die *liberalen* angelsächsischen Regime, in denen sich die Politik gänzlich aus diesen „Familienangelegenheiten" heraushält, die *südeuropäischen* Länder mit einer eher lückenhaften Unterstützung der Familien und die *osteuropäischen* post-kommunistischen Staaten, die sich seit dem Ende der Sowjetunion sehr unterschiedlich entwickelt haben (z. B. Gauthier, 2002). Obwohl diese Kategorisierung zweifellos eine wichtige Interpretationsbasis darstellen kann, variieren die Länder innerhalb der Gruppen teilweise stark. Gerade in den letzten Jahren haben sich die (Familien-)Politiken und normativen Diskurse oft merklich weiterentwickelt. Daher darf eine ganzheitliche, nicht vorab kategorisierte Betrachtungsweise nicht vernachlässigt werden.

Für einen Einblick in die Entwicklungen der OECD-Länder werden im Folgenden Daten über die Erwerbstätigkeit von Müttern betrachtet. Diese Auswahl ist exemplarisch, denn um Aussagen über die Möglichkeiten der Vereinbarung von Familie und Beruf zu treffen, bieten sich beispielsweise auch Kinderbetreuungsquoten, Elternzeitregelungen oder Väterbeteiligung an. In der Erwerbstätigkeit von Müttern kumulieren jedoch die meisten anderen Faktoren, weswegen ein Fokus auf diesen einen Aspekt durchaus zielführend ist.

Zur Verfügung stehen die Daten zur Müttererwerbstätigkeit in 22 Ländern der OECD in der Regel aus dem Zeitraum 2004 bis 2014.[1] Anders als andere Untersuchungen zum Thema setzt der folgende Artikel nicht allein auf übergreifende Erwerbsquoten, sondern auf kindesalterspezifische Müttererwerbsquoten sowie den Umfang der Erwerbstätigkeit. Im zweiten Schritt werden darüber hinaus drei Länder herausgegriffen, um die Verbindung zwischen der Müttererwerbsquote, dem Erwerbsumfang und den gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen zu verdeutlichen.

Sämtliche Analysen beziehen sich auf die Erwerbstätigkeit von Müttern mit Kindern bis 14 Jahren in Relation zur Erwerbstätigkeit von Frauen ohne Kinder dieses Alters, jeweils in der Altersgruppe zwischen 25 und 54 Jah-

[1] Die 22 Länder sind: Belgien BE, Deutschland DE (2006-2013), Estland EE, Finnland FI (2004/2008-2012), Frankreich FR (2005-2014), Griechenland GR (2006-2014), Irland IE, Italien IT, Lettland LV, Luxemburg LU, die Niederlande NL, Österreich AU (2005-2014), Polen PL (2006-2014), Portugal PT, die Slowakei SK, Slowenien SI, Spanien ES, Tschechien CZ, die Türkei TR (2004-2013), Ungarn HU, das Vereinigte Königreich UK (2004-2013) und die USA US (2004/2007-2013). Der verkürzte Zeitraum ist in den Graphen mit einem * gekennzeichnet.

ren. In einem durchschnittlichen OECD-Land, in dem die Erwerbsquote kinderloser Frauen 75 % und die Müttererwerbsquote 65 % beträgt, liegt diese relative Müttererwerbstätigkeit demzufolge bei 86 % (65/75). Ziel dieser Normierung ist es, das von Betreuungstätigkeiten unbeeinflusste weibliche Erwerbspotenzial als Ausgangspunkt für die Müttererwerbstätigkeit anzulegen. Durch die Anpassung wird für strukturelle und kulturelle Einflussfaktoren wie zum Beispiel Arbeitslosigkeit und die Nichterwerbstätigkeit von Frauen kontrolliert und der Effekt der Mutterschaft auf die Erwerbstätigkeit isoliert.

Anhand dieser Analyseschritte wird untersucht, ob und inwiefern sich die Länder voneinander unterscheiden und sich zwischen 2004 und 2014 aufeinander zu oder voneinander weg bewegt haben.

Erwerbsquote und Erwerbsumfang von Müttern

Abbildung 1 zeigt die relativen Müttererwerbsquoten der 22 Länder nach dem Alter des jüngsten Kindes in den Jahren 2004 und 2014. Es wird nach drei Altersgruppen unterschieden: null bis zwei Jahre, drei bis fünf Jahre und sechs bis 14 Jahre. In allen OECD-Ländern beginnt die Schulpflicht spätestens mit sechs Jahren, sodass ab diesem Alter Kinder zumindest teilweise fremdbetreut werden. Dies spiegelt sich in der Abbildung wider: Mit Kindern im Schulalter arbeiten in allen Ländern ähnlich viele Frauen wie ohne abhängige Kinder, das Erwerbspotenzial ist also nahezu ausgeschöpft. In 21 der 22 Länder liegt die relative Müttererwerbsquote über 90 %. In vier Ländern liegt diese Ziffer sogar bei über 100 %, das heißt, Mütter sind häufiger erwerbstätig als die Frauen ohne Kinder – möglicherweise aufgrund unterschiedlicher Gruppenzusammensetzungen (z. B. könnte sich die kinderlose Gruppe im Bildungsniveau von der Gruppe mit Kindern unterscheiden) oder lediglich bedingt durch eine Unschärfe der Daten. Eine Ausnahme stellt Irland dar: In dem wohlfahrtsstaatlich liberalen, aber sehr katholischen Staat schöpfen Mütter von schulpflichtigen Kindern mit 80 % das Erwerbspotenzial der Frauen in der betreffenden Altersgruppe etwas weniger aus. Im Zeitverlauf zeigen sich nur wenige und geringe Änderungen, überwiegend hin zu einer höheren Müttererwerbsquote. Nur wenige osteuropäische Länder scheinen Rückläufe zu verzeichnen, allerdings alle auf einem Niveau von oder über 100 %, sodass sich keine zuverlässige Ableitung daraus treffen lässt.

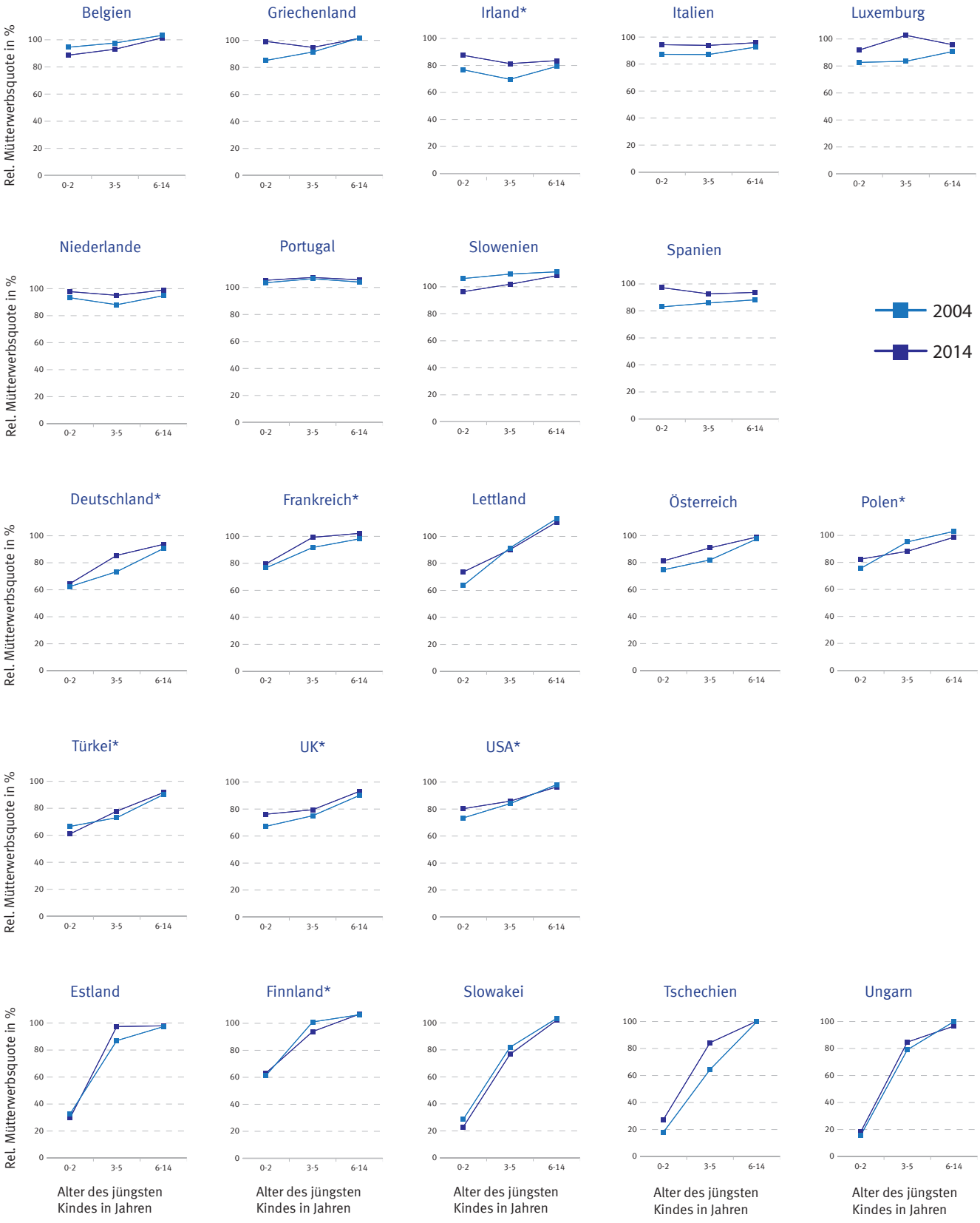
Bei Kindern unter sechs Jahren sind die Betreuung und damit die Müttererwerbstätigkeit stärker abhängig von der Betreuungsinfrastruktur und der normativen Mutterrolle. Hier zeigen sich die größten Unterschiede zwischen den Ländern. In Abbildung 1 sind die Länder entlang der Müttererwerbstätigkeitsmuster über den Lebensverlauf des jüngsten Kindes gruppiert. Es zeigt sich, dass traditionelle Gruppierungen hier deutlich zu kurz greifen würden.

In acht der 22 Länder (BE, GR, IT, LU, NL, PT, SI, ES) ist die relative Müttererwerbsquote auf einem fast konstant hohen Level und ähnelt unabhängig vom Alter des jüngsten Kindes der Erwerbstätigkeit von Frauen ohne Kinder. Die Geburt eines Kindes und sein Älterwerden wirkt sich also nur wenig auf die Erwerbstätigkeit von Frauen aus. Irland weist ein ähnliches Muster auf, allerdings auf einem etwas niedrigeren Niveau. Im Zeitverlauf zeigt sich, dass Länder, die 2004 auf einem Niveau von höchstens 90 % relativer Müttererwerbsquote lagen, 2014 teilweise deutlich höhere Werte aufwiesen, während in Ländern mit höheren Startniveaus die Müttererwerbstätigkeit im Verhältnis zur Erwerbstätigkeit von Frauen ohne abhängige Kinder leicht zurückging. Innerhalb dieser Gruppe haben sich die Länder also einander angenähert.

In acht Ländern (DE, UK, FR, LV, AU, PL, TR, US) zeigt sich, dass die relative Müttererwerbsquote mit dem Alter des Kindes kontinuierlich steigt, Familie und Beruf also immer stärker vereinbart werden, je älter das jüngste Kind ist. Dieses Muster lässt vermuten, dass es strukturelle oder kulturelle Hindernisse für die Teilnahme am Arbeitsmarkt für Mütter gibt, die aber mit dem Alter der Kinder geringer werden. Allerdings liegt die relative Müttererwerbsquote auch für Mütter mit Kindern zwischen null und zwei Jahren zwischen 60 % und 80 %, also noch immer auf einem recht hohen Niveau. Im Vergleich von 2014 zu 2004 ist die Müttererwerbstätigkeit in den meisten dieser Länder gestiegen, teils vorrangig bei Müttern mit Kindern zwischen null und zwei, teils stärker bei denen mit Kindern zwischen drei und fünf Jahren. In Deutschland und Frankreich hat sich dadurch der Unterschied zwischen Müttern mit Klein- gegenüber Kindergartenkindern verstärkt, in den meisten anderen Ländern hat er sich abgeschwächt.

Ein anderes Muster bilden die verbliebenen fünf Länder (EE, FI, SK, CZ, HU). Hier ist die relative Erwerbsquote für Mütter mit Kindern zwischen null und zwei Jahren

Abb. 1: Müttererwerbsquote in Relation zur Erwerbsquote kinderloser Frauen nach Alter des jüngsten Kindes, 2004 und 2014



Quelle: OECD Family Data Base

* Verkürzter Zeitraum (siehe Fußnote 1)

© BiB 2018

sehr gering (um 30 %, mit Ausnahme von Finnland). Für ältere Kinder steigt die relative Quote dann allerdings steil an auf ein Niveau zwischen meist 80 % bis 90 %. Demzufolge scheint in diesen Ländern ein Schonraum für Mütter von Kleinkindern kulturell und strukturell verankert zu sein, die Vereinbarung von Familie und Beruf erfolgt zumeist erst nach dem dritten Lebensjahr. Seit 2004 ist dieses Muster in den Ländern nahezu konstant geblieben, in Tschechien und Estland stieg allein die Erwerbsquote von Müttern mit Kindern zwischen drei und fünf Jahren an.

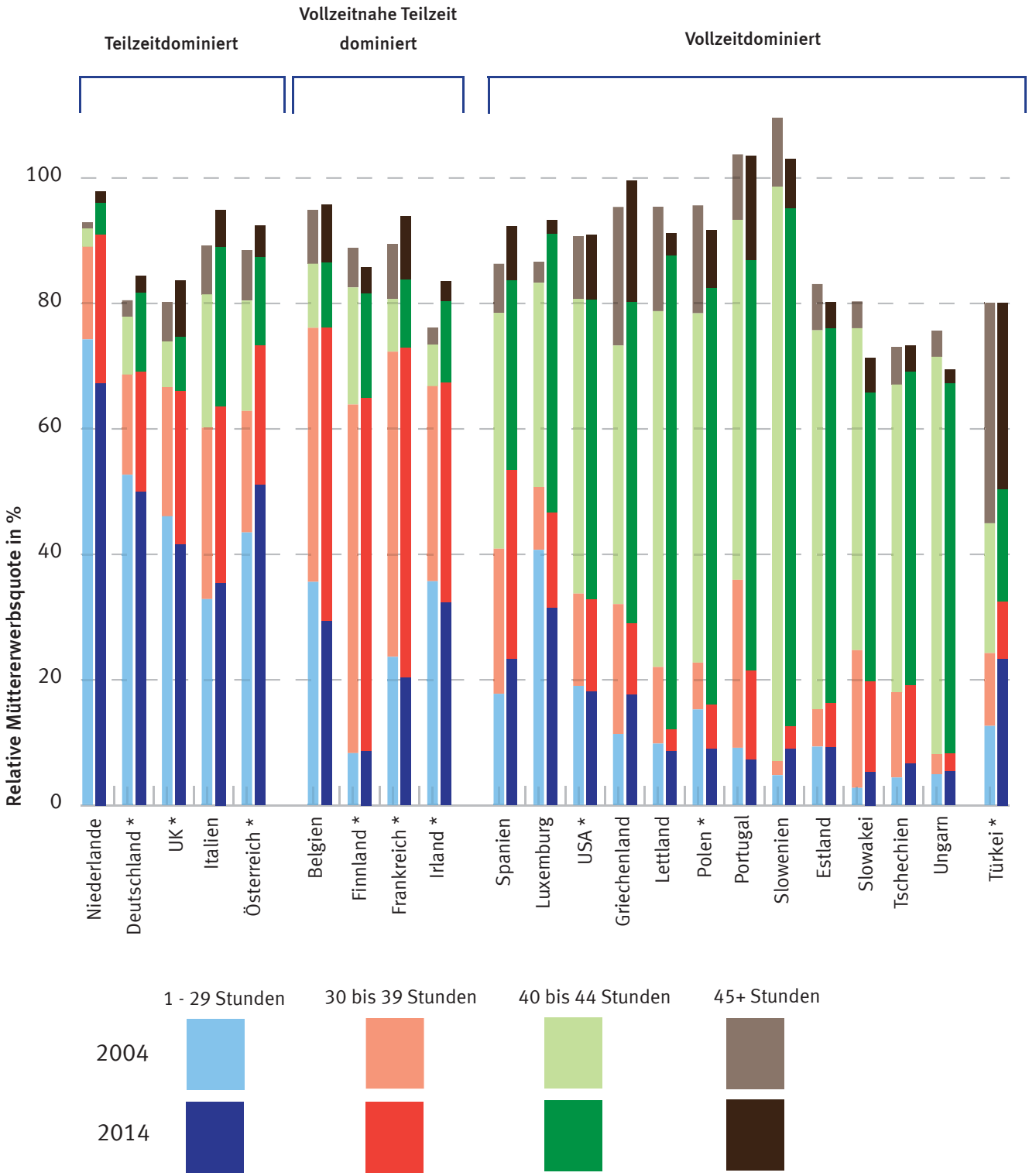
Mit Blick auf die Frage von Konvergenz oder Divergenz der Länder lässt sich schlussfolgern, dass sich die relativen Müttererwerbsquoten bei Kindern über drei Jahren im Zeitverlauf angenähert haben, sich bei jüngeren Kindern jedoch stärker unterscheiden als zuvor. Dies lässt sich damit begründen, dass sich die Quoten für alle Kindesalter in den meisten Ländern in der Bandbreite zwischen 80 % und 100 % einpendeln, während einige wenige Länder den etablierten Schonraum für Kleinkinder bis zwei Jahre aufrechterhalten. Dies suggeriert, dass in einigen Ländern die Debatte um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen sehr kindesalterspezifisch geführt wird. Diese Länder umfassen überwiegend osteuropäische Länder, mit Finnland findet sich in dieser Gruppe jedoch auch ein Vertreter Skandinaviens.

Die Müttererwerbsquote zeichnet jedoch ein nur unvollständiges Bild der Vereinbarkeit, zentral ist darüber hinaus der Erwerbsumfang. Abbildung 2 bildet daher die durchschnittlich gearbeiteten Stunden von Müttern zwischen 25 und 54 Jahren mit einem Kind unter 14 Jahren ab, relativ zur Erwerbsquote von gleichaltrigen Frauen ohne abhängige Kinder. Die Daten beider Gruppen unterscheiden sich leider hinsichtlich des Partnerschaftsstatus: Für die Mütter liegen uns nur Daten verpartnerter Frauen vor. Da sich deren Erwerbstätigkeit jedoch kaum vom Durchschnitt aller Mütter unterscheidet, ist nicht von einer relevanten Verzerrung der Ergebnisse auszugehen.

In Abbildung 2 sind die Länder gruppiert entlang des dominierenden Erwerbsumfangs als Anteil der Müttererwerbsquote, welche hier den Durchschnitt der Mütter ungeachtet des Alters der Kinder abbildet. Daraus ergeben sich drei Gruppen: Länder mit hauptsächlich teilzeiterwerbstätigen Müttern, Länder mit hauptsächlich vollzeitnah erwerbstätigen Müttern und Länder, in denen Mütter meist in Vollzeit arbeiten (oder, im Falle der Türkei, sogar länger). Die Abbildung offenbart zweierlei Entwicklungen zwischen 2004 und 2014. Erstens steigt die Müttererwerbsquote in den meisten Ländern aus den ersten beiden Gruppen im Zeitverlauf an, also in den Ländern, in denen die Mütter überwiegend weniger als 40 Wochenstunden arbeiten. In Ländern, in denen sie hingegen zumeist mehr als 40 Stunden in der Woche erwerbstätig sind, sinkt die Müttererwerbsquote überwiegend. Zweitens steigen die Anteile der Mütter, die in höheren Erwerbsumfängen arbeiten, in den ersten beiden Gruppen tendenziell an. In der Gruppe, in der Vollzeiterwerbstätigkeit dominiert, ist das Bild hingegen gemischter: In den meisten Ländern stagnieren die Erwerbsumfänge, Länder mit zunehmenden und abnehmenden Erwerbsumfängen halten sich hingegen etwa die Waage. Daraus lassen sich zweierlei Entwicklungen schlussfolgern: Die strukturelle oder kulturelle Möglichkeit, in Teilzeit oder vollzeitnah zu arbeiten, ermutigt mehr Mütter, überhaupt wieder erwerbstätig zu werden, während Vollzeit als nahezu einzige Möglichkeit sie zunehmend gänzlich aussteigen lässt. Gleichzeitig werden aber größere Erwerbsumfänge zunehmend als Option von Frauen nachgefragt. Im Hinblick auf Konvergenz gegenüber Divergenz der Länder lässt sich daraus retrospektiv noch keine Schlussfolgerung ableiten, aber die bisherigen Entwicklungen suggerieren, dass eine freiere Möglichkeit, den Erwerbsumfang zu wählen, die Müttererwerbstätigkeit in den Ländern potenziell konvergieren ließe.

Ein Vergleich der Abbildungen 1 und 2 ergibt, dass sich die Muster der relativen Müttererwerbsquote und die Muster des durchschnittlichen Erwerbsumfangs nur teilweise, aber nicht systematisch überschneiden. Außerdem deuten die Ergebnisse darauf hin, dass traditionelle wohlfahrtsstaatliche Kategorisierungen von Ländern hinsichtlich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu kurz greifen – und dies mit nur zwei von einer Vielzahl möglicher Indikatoren. So weisen z. B. die Niederlande und Italien in beiden Kategorien Ähnlichkeiten auf und werden trotzdem anderen wohlfahrtsstaatlichen Kategorien zugeordnet (traditionell gruppiert unter konservativen bzw. südeuropäischen Wohlfahrtsstaaten), ebenso Belgien und Irland (traditionell konservativ bzw. liberal). Wiederkehrende Parallelen scheinen jedoch zwischen manchen osteuropäischen Ländern zu bestehen (EE, CZ, HU, SK, jedoch nicht: LV, PL, SI) sowie zwischen mehreren südeuropäischen (ES, PT, GR, jedoch nicht: IT).

Abb. 2: Müttererwerbsquote in Relation zur Erwerbsquote kinderloser Frauen nach geleisteter Stundenzahl, 2004 und 2014



Quelle: OECD Family Data Base * Verkürzter Zeitraum (siehe Fußnote 1)

© BiB 2018

Um ein echtes Verständnis von den Zusammenhängen zu bekommen, bedarf es einer tiefergehenden Betrachtung einzelner Länder. Konkret umfasst dies strukturelle und normative Faktoren, welche auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf Einfluss nehmen. Exemplarisch werden daher im Folgenden drei Länder näher untersucht, nämlich Deutschland, Estland und die USA.

Deutschland

Bei einer theoretischen wohlfahrtsstaatlichen Einordnung wird Deutschland zu den konservativen Ländern gezählt. Mit Ehegattensplitting, Familienversicherung und der Möglichkeit einer dreijährigen Erwerbsunterbrechung für die Kinderbetreuung wird dazu beigetragen, dass Mütter sich aus dem Erwerbsleben zurückziehen. Allerdings wurde in den vergangenen Jahren die Familienpolitik angepasst, um eine Erwerbstätigkeit von Frauen mit Kindern zu vereinfachen. Abgesehen vom etablierten 14-wöchigen Mutterschutz kann ein Elternteil (typischerweise die Mutter) seit 2007 auch zwölf Monate bezahlte Elternzeit (bei 67 % des Einkommens) nehmen. Die Zeit wird um zwei Monate verlängert, wenn der andere Elternteil (der Vater) diese in Anspruch nimmt. Außerdem wurden die Bereitstellung von Betreuungsplätzen und ein gesetzlicher Rechtsanspruch darauf für Kinder unter drei Jahren ab 2013 beschlossen (PERFAR, 2017). Durch die Änderungen soll die Option einer lückenlosen öffentlichen Betreuung von Klein- und Kindergartenkindern angeboten werden.

Frauen ohne Kinder nehmen zu 83 % am Arbeitsmarkt teil. Frauen mit Kindern unter 14 allerdings nur zu 71 % (relative Müttererwerbsquote: 86 %). Damit liegt Deutschland über dem OECD-Durchschnitt. Rund 50 % der erwerbstätigen Mütter arbeiten in Teilzeit. 14 % arbeiten in Vollzeit, mit steigender Tendenz seit 2006. Das lässt darauf schließen, dass in den letzten Jahren eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf gestärkt wurde, sei es durch einen Wandel in den gesellschaftlichen Normen oder eine bessere Unterstützung durch die Politik. Allerdings ist besonders die Erwerbsquote für Frauen mit Kindern unter drei Jahren gering (relativ: 64 % in 2013), was mit gesellschaftlichen Ansichten zur Erwerbstätigkeit von Müttern mit Kleinkindern und dem gerade erst begonnenen Kita-Ausbau zusammenhängt. Im Gegensatz dazu stieg die relative Quote für Kinder zwischen drei und fünf Jahren seit 2006 um mehr als zehn Prozentpunkte auf 86 % an. Die relative Erwerbsquote für Mütter mit Kindern im Schulalter liegt seit 2006 konstant bei rund 90 %. Der Anteil der unter dreijährigen Kinder in Betreuungseinrichtungen ist seit 2006 von 14 % auf 33 % in 2016 (2013: 29 %; BiB 2017) angestiegen. Für Kinder zwischen drei und fünf Jahren ist der Anteil auf hohem Niveau von 87 % in 2006 auf 94 % in 2016 gestiegen (ebd.). Diese Bedingungen erleichtern es Müttern, in den Beruf zurückzukehren. Allerdings sind die meisten Betreuungsangebote in Deutschland nur halbtags, ebenso wie die Schule, was eine Vollzeitstelle für Mütter weiterhin erschwert.

Deutschland hat in den letzten Jahren versucht, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu vereinfachen und einen Rahmen zu schaffen, in dem die Rollenverteilung von Vater und Mutter weniger traditionell ist. Frauen bleiben aber weiterhin eher zu Hause als ihre Partner und arbeiten häufig in Teilzeit. Eine gleichmäßigere Aufteilung zwischen den Partnern und eine stärkere Beteiligung der Väter ist trotzdem von einem großen Teil der Deutschen gewünscht (Schneider/Diabaté/Ruckdeschel, 2015).

Estland

Estland war Teil der Sowjetunion. Dadurch war die Familienpolitik lange geprägt einerseits durch eine großzügige Unterstützung von arbeitenden Müttern durch finanzielle Transfers und die Bereitstellung von Betreuungsplätzen sowie andererseits durch die Forderung nach Erwerbstätigkeit von Müttern. Auch heute sind die Frauenerwerbsquote (84 %) und die Müttererwerbsquote (68 %, relativ: 80 %) hoch im Vergleich zu anderen OECD-Ländern. Seit 2004 gab es einige Änderungen in der Familienpolitik. 2004 wurde erstmals Elternzeit eingeführt (225 Tage, 100 % Lohnausgleich). In Verbindung mit Mutterschutz war eine Betreuung für ein Jahr bei voller Bezahlung möglich. Väter bekamen 14 Tage gering bezahlten Vaterurlaub zugesprochen. Zusätzlich zu diesen Regelungen gab es die Möglichkeit, bis zum dritten Lebensjahr des Kindes ohne finanziellen Ausgleich zu Hause zu bleiben. Nach einer Reform der Familienpolitik 2011 wurde der Vaterschaftsurlaub zwar verkürzt, der Lohnausgleich allerdings auf 100 % erhöht. Die Elternzeit beträgt heute bis zu drei Jahre, von denen für 62 Wochen 100 % des Lohnes fortbezahlt werden. Außerdem wurde die Bereitstellung von Betreuungsplätzen für Kinder ab 18 Monaten zugesichert. Sollte das Kind nicht betreut

werden können, werden die Eltern entschädigt. Damit werden Mütter ermutigt, wieder voll in den Beruf zurückzukehren (PERFAR, 2017). Infolgedessen arbeiten 80 % aller erwerbstätigen Mütter mindestens 40 Stunden pro Woche. Über den Lebensverlauf des Kindes wird deutlich, dass in Estland besonders Frauen mit sehr kleinen Kindern eine mit rund 30 % niedrige relative Erwerbsquote haben, die dann allerdings mit dem Alter des Kindes stark auf fast 100 % ansteigt. Demensprechend befinden sich nur etwa 23 % der unter Dreijährigen (2014; OECD 2017), aber etwa 90 % der über dreijährigen Kinder in öffentlicher Kinderbetreuung (2013; ebd.). Es gibt in Estland keine Lücke zwischen hoch bezahlter Elternzeit und einem zugesicherten Betreuungsplatz, was eine gute Kombination von Familie und Beruf ermöglicht – obwohl die Verantwortlichkeit für die Kinderbetreuung bei der Mutter verbleibt.

USA

In den USA gibt es keine ausgeprägte familienpolitische Unterstützung, nicht einmal einen gesetzlich zugesicherten und bezahlten Mutterschutz. Dadurch sind Familien nicht durch den Staat abgesichert und müssen sich in der Kinderbetreuung auf private Anbieter verlassen. Es werden außerdem keine Kinderbetreuungseinrichtungen gefördert oder Plätze für Kinder ab einem gewissen Alter zugesagt (International Network on Leave Policies and Research 2017).

Trotzdem ist die Frauen- und Müttererwerbstätigkeit in den USA nicht geringer als in anderen OECD-Staaten. 73 % aller Frauen ohne Kind sind erwerbstätig, Frauen mit Kind zu 67 % (relativ: 92 %). In Abhängigkeit vom Alter des Kindes verlassen maximal 20 % aller Mütter den Arbeitsmarkt, mit steigendem Alter steigt allerdings die Erwerbsquote wieder an. Für Mütter mit einem Kind zwischen sechs und 14 Jahren liegt die relative Müttererwerbsquote bei 96 %. Fast 70 % der erwerbstätigen Mütter arbeiten in Vollzeit. In den USA werden 28 % aller Kinder zwischen null und zwei Jahren in Betreuungseinrichtungen betreut (2011; OECD 2017). Für Kinder zwischen drei und fünf Jahren liegt dieser Wert bei 67 % (2014; ebd.) – im Vergleich zu anderen OECD-Staaten ein eher niedriger Wert. Erst ab fünf Jahren kann man von einer nahezu universellen Betreuung sprechen (90 % in 2014; ebd.). Die Kinderbetreuung muss von Familien privat finanziert werden und ist im Vergleich teurer, was zu den niedrigen Betreuungsraten beiträgt.

Die USA sind ein Beispiel für ein Land, das keine explizite Familienpolitik, staatlich bereitgestellte Betreuungseinrichtungen oder andere Vergünstigungen für Familien bietet. Trotzdem arbeiten ca. 90 % aller Mütter mit Kindern nach der Geburt weiter, die meisten von ihnen in Vollzeit. Die USA sind ein Gegenbeispiel zu Estland, wo es eine sehr umfassende Familienpolitik gibt und gleichzeitig etwa der gleiche Anteil Mütter arbeitet. Statt der Familienpolitik bestimmen in den USA ökonomische und normative Faktoren die Vereinbarung von Familie und Beruf bei Müttern, obwohl das (messbare) Ergebnis sehr ähnlich ist.

Fazit

In fast allen OECD-Ländern arbeiten Mütter seltener als Frauen ohne Kinder, allerdings oft in Abhängigkeit vom Alter des jüngsten Kindes sowie in unterschiedlichem Umfang an Wochenstunden. Angesichts der zunehmenden öffentlichen Diskurse zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf stellt sich jedoch die Frage, ob diese Verhaltensweisen OECD-weit im Zeitverlauf divergieren oder konvergieren.

Die Analysen legen nahe, dass die Antwort auf diese Frage vielschichtig ist. Einerseits scheinen die Länder hinsichtlich der Erwerbsquoten von Müttern mit Kindern über drei Jahren auf sehr hohen Niveaus zu konvergieren. Bei jüngeren Kindern jedoch divergieren sie aufgrund einiger Länder, die an einem Schonraum für Mütter mit Kleinkindern festhalten. Andererseits deuten die Entwicklungen an, dass eine bedarfsorientiertere Möglichkeit, den Erwerbsumfang anzupassen, die Länder in Müttererwerbsqote und -umfang konvergieren lassen könnte.

Die Analyse einzelner Länder zeigt, dass politische Unterstützung die Müttererwerbsquote und den -umfang stark beeinflussen kann. Veränderungen wie in Deutschland spiegeln sich bald im Erwerbsverhalten von Müttern wider und gerade nahtlos aufeinander abgestimmte Maßnahmen wie in Estland lassen sich deutlich im sehr einheitlichen Verhalten ablesen. Aber auch ein nahezu vollständiges Fehlen politischer Maßnahmen wie in den USA kann eine sehr ähnliche durchschnittliche Müttererwerbstätigkeit bewirken, allerdings mit deutlich geringerer Planungssicherheit im Einzelfall.

Literatur

BiB (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung) (2017): Die altersspezifische Betreuungsquote von Kindern in den Jahren 2006, 2011 und 2016. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden.
Online verfügbar unter: https://www.demografie-portal.de/SharedDocs/Downloads/DE/ZahlenFakten/pdf/Kinderbetreuung.html.

Bujard, Martin; Brehm, Uta; Diabaté, Sabine; Himbert, Elisa; Panova, Ralina; Ruckdeschel, Kerstin (2017): Arbeitszeit neu gedacht! Müttererwerbstätigkeit fördern und Zeit für Familie ermöglichen. Policy Brief. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

Gauthier, Anne (2002): Family Policies in industrialized countries: Is there convergence? In: Population 57: 447-474.

International Network on Leave Policies and Research (2017): Country Reports. Austrian Institute for Family Studies, Wien.
Online verfügbar unter: http://www.leavenetwork.org/lp_and_r_reports/country_reports/.

OECD Statistics (2017): OECD Family Data Base.
Online verfügbar unter: http://www.oecd.org/social/family/database.htm.

Pfau-Effinger, Birgit (1996). Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen: Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48 (3): 462–492.

PERFAR (Population Europe Research Finder and Archive) (2017): Policy: Family and Children. Online verfügbar unter: http://www.perfar.eu/policy/family-children.

Schneider, Norbert; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (2015): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zur Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft Bd. 48, Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Sulak, Harun (2013): Frauenerwerbstätigkeit in Deutschland und im europäischen Vergleich – aktuelle Entwicklung und Hintergründe. In: Bevölkerungsforschung Aktuell 34 (3): 11-21.

Nachgefragt: Welche Faktoren erhöhen die Erfolgsaussichten eines Auslandsaufenthalts?

Dr. habil. Heiko Rüger über Maßnahmen und Merkmale bei Auslandsentsendungen

Internationale Entsendungen im beruflichen Kontext sind in den vergangenen Jahrzehnten im Zuge einer zunehmenden globalen wirtschaftlichen Vernetzung wichtiger geworden. Dies gilt sowohl für die Beschäftigten im öffentlichen Dienst als auch für die in der Privatwirtschaft. Die Herausforderungen und Belastungen, die im Zuge einer Auslandsentsendung entstehen, sind für alle Beteiligten hoch, wenn nicht von vornherein wichtige Weichenstellungen und Faktoren beachtet werden. Welche Maßnahmen und individuellen Merkmale die Erfolgsaussichten eines Auslandsaufenthaltes erhöhen, ist Thema in dem gerade erschienenen Band 50 der BiB-Schriftenreihe „Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft" mit dem Titel „Managing Expatriates. Success Factors in Private and Public Domains".[1]

Die vorgestellten Analysen beruhen auf vier großen Forschungsprojekten zu Auslandsentsendeten (Expatriates) aus dem öffentlichen und privaten Sektor mit insgesamt mehr als 7.000 Befragten in über 90 Ländern und berücksichtigen verschiedene kulturelle Kontexte – neben Europa, Asien, Afrika auch Nord- und Südamerika. Darunter befindet sich auch eine gemeinsame Studie des BiB mit dem Auswärtigen Amt (AA) zu Mobilitätskompetenzen im Auswärtigen Dienst mit knapp 2.600 befragten Diplomatinnen und Diplomaten. In 18 begutachteten Beiträgen präsentieren internationale Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Befunde in vier zentralen Themenbereichen. Dazu gehören die individuellen psychologischen Merkmale, das Alter und die berufliche Erfahrung, die Unterstützung und Vorbereitung auf die Auslandsentsendung sowie das Thema Gender und Familie. Der Band wurde Mitte Dezember 2017 auf einer gemeinsamen Veranstaltung vom BiB, Auswärtigem Amt und Kooperationspartnern vorgestellt. Einer der Mitherausgeber des Bandes, Dr. habil. Heiko Rüger, äußert sich im Interview zu zentralen Ergebnissen der Forschung.

BevAktuell: Herr Dr. Rüger, ist prinzipiell jeder Berufstätige für eine mehrjährige Auslandsentsendung geeignet oder bedarf es gewisser individueller Voraussetzungen dafür?

Das ist nicht so einfach mit Ja oder Nein zu beantworten. Unsere Studien am Beispiel von Angehörigen des Auswärtigen Dienstes mit einem hohen internationalen Rotationsaufwand im Job haben aber gezeigt, dass es individuelle Eigenschaften gibt, die eher zu einem Erfolg und einem niedrigeren Stressempfinden beitragen. So berichten Entsendete, die ihre eigenen Fähigkeiten positiv einschätzen, mit mobilitätsinduzierten Herausforderungen wie wiederholten Umzügen oder der Anpassung vor Ort gut zurechtzukommen. Sie sind insgesamt zufriedener, fühlen sich gesünder und zeigen ein höheres Wohlbefinden. Persönliche Ressourcen wie im Falle der beschriebenen mobilitätsbezogenen Selbstwirksamkeit können also durchaus zu einem erfolgreichen Auslandsaufenthalt beitragen. Ein Hinweis für die Praxis lautet daher, diese Ressourcen durch geeignete Trainingsmaßnahmen zu fördern.

BevAktuell: Welche Bedeutung haben das Alter und die bisherige Berufserfahrung?

Entgegen oftmals anderslautender Erwartungen, liefern unsere Analysen keinen Hinweis auf einen systematischen Zusammenhang zwischen dem Alter des Entsendeten und dem Erfolg eines Auslandsaufenthaltes. Dagegen entwickelt sich bei denjenigen hochrangigen Diplomaten im Auswärtigen Dienst mit einer längeren gegenüber solchen mit einer kürzeren Beschäftigungsdauer eine höhere Unzufriedenheit mit ihrer Tätigkeit, wenn die berufliche Autonomie im Job als eingeschränkt wahrgenommen wird. Eine als unzureichend empfundene Passung zwischen Berufserfahrung und Job-Autonomie kann demnach einer erfolgreichen Auslandsentsendung entgegenstehen.

BevAktuell: Spielt es für den Erfolg einer Auslandsentsendung eine Rolle, ob die Entsendeten aus eigener Initiative einen zeitlich begrenzten Auslandsaufenthalt anstreben oder auf Initiative des Arbeitgebers entsendet werden?

[1] Wiernik, Brenton M.; Rüger, Heiko; Ones, Deniz S. (Eds.) (2018): Managing Expatriates. Success Factors in Public and Private Domains. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 50. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich

Welche vorbereitenden und unterstützenden Maßnahmen erhöhen die Erfolgsaussichten einer Auslandsentsendung? Dazu diskutierten bei der Vorstellung des Sammelbandes auf einer gemeinsamen Veranstaltung Vertreter vom BiB, Auswärtigem Amt sowie Kooperationspartnern aus dem internationalen „iGOES“-Projekt ausgewählte Befunde am 15. Dezember 2017 in Berlin. Eröffnet wurde die Veranstaltung durch den Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider. (Bild: BiB)

Obwohl häufig vermutet wird, dass selbst-initiierte Aufenthalte einen höheren Erfolg versprechen, zeigen die Resultate hier keine wesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Gruppen. Für den Erfolg der Auslandentsendung scheinen vielmehr andere persönliche, umweltbedingte und prozedurale Faktoren von Bedeutung als die Frage, ob jemand auf eigene Initiative geht oder von dem Arbeitgeber ins Ausland geschickt wird.

BevAktuell: In welchem Maße sind die Unterstützung und Vorbereitung durch den Arbeitgeber bzw. die entsendende Organisation Voraussetzung für eine erfolgreiche Auslandsentsendung?

Dazu wurde untersucht, inwieweit sich Trainingsprogramme des Arbeitgebers beispielsweise zu interkulturellen Kompetenzen auf den Entsendungserfolg auswirken. Interessanterweise – und im Unterschied zu einigen bisherigen Befunden – gibt es im Falle der vorliegend untersuchten Stichprobe von Expatriates in der Privatwirtschaft nur schwache Hinweise auf eine Verbindung zwischen der Teilnahme an Trainings und daraus folgenden positiven Wirkungen auf den Entsendeten im Hinblick auf beruflichen Erfolg und die Jobzufriedenheit. Teilweise war der Zusammenhang sogar leicht negativ. Es kann vermutet werden, dass insbesondere diejenigen mit einem hohen Trainingsbedarf an den Maßnahmen teilnahmen. Dagegen konnte im Falle der Entsendungen im Auswärtigen Dienst gezeigt werden, dass sich die angebotenen organisationalen Unterstützungsprogramme zur Erleichterung des Lebens im Zielland unter anderem positiv auf die Jobzufriedenheit sowie die Einstellung zum Rotationsprinzip ausgewirkt haben. Daraus lässt sich schließen, dass die Unterstützungsmaßnahmen des Auswärtigen Dienstes in diesem Fall ihre Ziele erreichen und durchaus ihren Beitrag zu einem erfolgreichen Auslandsaufenthalt leisten können.

BevAktuell: Wie steht es um die Sprachkompetenz? Ist sie wichtig für einen Erfolg des Einsatzes?

Die Untersuchungen zeigen, dass gute Sprachkenntnisse als Schlüsselfaktor zu einem erleichterten Austausch mit der Bevölkerung des Ziellandes und damit zu einem angenehmeren Aufenthalt beitragen können. Ausschlaggebend für den Erfolg der Auslandsentsendung im Sinne beispielsweise einer höheren Leistung oder Zufriedenheit im Beruf sind sie aber nicht.

BevAktuell: Von einer Auslandsentsendung sind meist auch der Partner bzw. die Familie betroffen. Welche Rolle spielt dieser familiäre Hintergrund für einen Erfolg der

Gruppenbild mit Buch: Die Herausgeber des Bandes, Dr. habil. Heiko Rüger, Prof. Dr. Brenton M. Wiernik (im Bild links und Mitte) und Prof. Dr. Deniz S. Ones, diskutierten mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Auswärtigen Amtes (AA) (im Bild rechts: PD Dr. Herbert Fliege) sowie weiteren Fachleuten aus Entsendeorganisationen unter anderem, welche Faktoren zum Erfolg berufsbedingter Auslandsentsendungen beitragen – und welche sie erschweren. Die Forschungsergebnisse ihres gerade veröffentlichten Bandes erweitern nicht nur das theoretische Verständnis für Erfolgsfaktoren, sondern bieten auch wertvolle Hinweise für die Praxis. Beispielsweise können die Befunde Organisationen und Unternehmen bei der Auswahl und der Ausbildung internationaler Beschäftigter unterstützen. Insgesamt können die Studienergebnisse dazu beitragen, die Arbeits- und Lebensbedingungen von Expatriates zu verbessern. (Bild: BiB)

Stine Waibel wies darauf hin, dass Frauen im Auswärtigen Amt deutlich häufiger als Männer der Aussage zustimmen, berufliche internationale Mobilität hindere sie am Aufbau einer stabilen Partnerschaft. Geschlechterunterschiede hinsichtlich der Vereinbarkeit von Mobilität und Partnerschaft müssten mehr Aufmerksamkeit seitens des Arbeitgebers bekommen, betonte sie. (Bild: BiB)

Auslandsentsendung? Wie wirkt sich die Abwesenheit der Kinder bzw. des Partners auf das Wohlbefinden der Entsendeten aus?

Zwischen 70 und 80 Prozent der Expatriates werden im Ausland von dem Partner, den Kindern oder anderen Familienmitgliedern begleitet. Allerdings entscheidet sich eine steigende Zahl dafür, die Familien nicht ins Ausland mitzunehmen. Dass dies allerdings nicht immer eine gute Entscheidung sein muss, zeigen unsere Ergebnisse. Sie belegen vielmehr eine positive Wirkung der Anwesenheit der Familie bzw. der Familienmitglieder unter anderem auf die Lebenszufriedenheit und Anpassung der Entsendeten. Dies gilt insbesondere für „weniger schwierige" Zielregionen. Die emotionale und soziale Unterstützung durch die Familie kann somit für die Entsendeten eine wichtige Ressource darstellen.

BevAktuell: Wie sieht es mit der selbstwahrgenommenen Lebensqualität von Diplomaten im Vergleich zur Gesamtbevölkerung aus?

Die Selbsteinschätzung der Lebensqualität liegt bei den untersuchten Diplomaten signifikant unter der der Gesamtbevölkerung. Verantwortlich hierfür sind zu einem großen Teil die hohen sozialen Kosten der Mobilität. Dazu zählen etwa die Unterbrechungen von sozialen Beziehungen und der Verlust von Unterstützungsnetzwerken. Künftige Forschungsansätze sollten daher stärker auf die psychosozialen Pfade achten, die zum Erfolg bzw. Misserfolg des Mobilitätsprozesses beitragen.

Interview: Bernhard Gückel, BiB

Über das Buch

Brenton Wiernik; Heiko Rüger; Deniz Ones (Hrsg.):
Managing Expatriates. Success Factors in Private and Public Domains. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft Band 50. Barbara Budrich Publishers Wiesbaden 2018

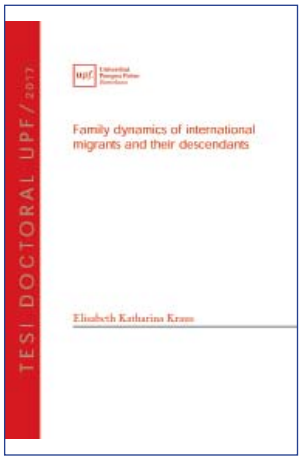
Mit der voranschreitenden Globalisierung der Weltwirtschaft werden Auslandsentsendungen zu einem zunehmend wichtigeren Teil der globalen Strategie von Organisationen. Dabei bieten die internationalen Aufgaben eine Fülle von Herausforderungen für die Beschäftigten. Neben der beruflichen Aufgabenvielfalt müssen auch häufige Jobwechsel logistisch familiär bewältigt werden.

Die 17 Beiträge dieses Bandes untersuchen daher die Beschäftigung als Auslandsentsandter aus unterschiedlichen Perspektiven. Dazu zählen die Faktoren individuelle psychologische Voraussetzungen, Alter und Erfahrung, Training und Vorbereitung sowie soziale und organisatorische Unterstützung.

Auf der Basis von umfangreichen Langzeitstudien aus dem öffentlichen und privaten Sektor werden somit wertvolle Einblicke zum theoretischen Verständnis und dem praktischen Management beim Umgang mit dieser Beschäftigung gegeben.

Nachgefragt: „Es gibt ein Zusammenspiel von Migration und Fertilität“: Elisabeth Katharina Kraus über zentrale Ergebnisse ihrer Dissertation

In dem Maße, in dem die Zuwanderung in die europäischen Gesellschaften steigt, wächst auch die Bedeutung von Migrantinnen und Migranten bei zentralen demografischen, sozialen und kulturellen Prozessen in den jeweiligen Zielländern. Von besonderem Interesse ist dabei die Dynamik des Fertilitätsgeschehens der Zugewanderten. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit sich der Migrationsprozess und Fertilitätsentscheidungen gegenseitig bedingen: Beeinflusst die Migrationsentscheidung die Fertilität eines Paares oder bestimmen die in der Kindheit erfahrenen Normen- und Wertevorstellungen aus dem Herkunftsland das generative Verhalten? Oder nähert sich dies mit zunehmender Aufenthaltsdauer gar an das im Zielland an? Inwieweit verändern sich die Fertilitätspräferenzen von Jugendlichen der 1,5-Generation im Vergleich zu denjenigen des Herkunftslandes?



Mit diesen Fragen befasst sich Elisabeth Katharina Kraus in ihrer Dissertationsschrift. Dabei geht sie von der Annahme einer wechselseitigen Beeinflussung zwischen der Migration und dem Fertilitätsverhalten im Zielland aus. Im Gegensatz zu bisherigen Forschungsansätzen wird hier die Perspektive des Paares in den Mittelpunkt gerückt.

Der empirische Teil ihrer Arbeit besteht aus drei voneinander unabhängigen wissenschaftlichen Aufsätzen, in denen die Verbindung zwischen den Mustern der Familiengründung (bzw. den Präferenzen zur Familiengründung) und der Migration aus unterschiedlichen Perspektiven im Mittelpunkt steht. Dabei betrachten zwei Artikel die Familiengründung sowie das Fertilitätsverhalten am Beispiel von afrikanischen Migrantinnen und Migranten aus der Subsahara (Senegal) in Spanien, Frankreich und Italien.

Das dritte Papier fokussiert die Fertilitätspräferenzen von jugendlichen Migranten im Alter zwischen 14 bis 16 Jahren aus Lateinamerika, die mit einem oder beiden Elternteilen nach Spanien zugewandert sind. Sie werden als „1,5te Generation“ bezeichnet, weil sie im Herkunftsland geboren wurden, in einer Migrantenfamilie aufwachsen und zugleich im sozialen Umfeld des Aufnahmelands ihre Schul- und Jugendjahre erleben. So liegen sie zwischen der ersten und der zweiten Migrantengeneration. Damit resultieren ihre Vorstellungen zur Familienformierung aus unterschiedlichen sozialen Umgebungen und werden zudem durch Anpassungsprozesse an die Fertilitätsnormen des Aufnahmelands geprägt. In einem Interview mit „Bevölkerungsforschung Aktuell“ gibt Frau Kraus einen Überblick über zentrale Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit.

BevAktuell: Frau Kraus, Sie untersuchen in Ihrer Dissertation unter anderem das Fertilitätsverhalten von Migrierenden vor und nach dem Migrationsprozess. Sie haben dazu exemplarisch die Familienstrukturen von Migrantinnen und Migranten aus dem Senegal analysiert. Wirken sich Migrationserfahrungen auf die Fertilität aus? Und verändert sich das Fertilitätsverhalten im Laufe des Migrationsprozesses?

Diese erste Frage lässt sich ganz klar mit ja beantworten. Die Migration stellt ein einschneidendes Ereignis im Lebensverlauf eines Individuums dar, das sich auf verschiedene Bereiche des Lebens auswirken kann, darunter auch das Fertilitätsverhalten. Dabei kann man zwischen kurzfristigen oder eher längerfristigen Auswirkungen unterscheiden. Zum Beispiel können Geburten wegen der Migration und dem damit verbundenen

Zur Person

Elisabeth Katharina Kraus *erwarb ihren Bachelor an der Universität Konstanz (Spanische Studien und Verwaltungswissenschaften) und ihren Master in Konstanz und der Universitat Pompeu Fabra in Barcelona (European Master in Government). Ihre Promotion absolvierte sie ebenfalls an der UPF. Gleichzeitig arbeitete sie hier als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Teaching Assistant in der soziodemografischen Forschungsgruppe. Des Weiteren war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Spanischen Rat für wissenschaftliche Forschung in Madrid (CSIC) tätig. Am BiB arbeitet sie seit dem 1. Oktober 2017 in der Forschungsgruppe „Internationale Migration“ als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt zu „Transnationalen Familien und Entwicklungen“. (Bild: BiB)*

Stress oder der geografischen Trennung der Partner aufgeschoben werden, das heißt sie finden zu einem späteren Zeitpunkt statt im Vergleich zu dem Geburtentiming von nichtmigrierenden Personen oder Paaren. Allerdings kann die Migration auch dazu führen, dass Geburten gar nicht realisiert werden und somit ist nicht nur das Timing der Geburten betroffen, sondern auch die endgültige Kinderzahl einer Person.

BevAktuell: Wie und in welchem Ausmaß unterscheiden sich männliche und weibliche Familienverläufe im Hinblick auf die Partnerschaften und die Fertilität im Zeitraum vor- und nach der Migration? Gibt es hier geschlechtsspezifische Unterschiede?

Ja, es lassen sich durchaus Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Familienverläufen feststellen. Die durchgeführten Analysen zeigen deutlich, dass sich die Migration unterschiedlich auf die Familienverläufe von Männern und Frauen auswirkt. Dies liegt zum einen an ungleichen Ausgangssituationen der Migrierenden beider Geschlechter: Während Männer meist noch keine Familie zum Zeitpunkt der Migration haben, ist ein Großteil der Frauen bereits in einer Partnerschaft. Dies ist zurückzuführen auf das stark patriarchalisch geprägte Familiensystem im Senegal, was sich auch in den Migrationsmustern wiederspiegelt. In diesen Gesellschaften ist es eher selten, dass Frauen alleine migrieren, sie folgen eher ihrem Partner, der bereits im Zielland lebt. Der Anteil allein migrierender Frauen ist aber steigend.

Zum anderen ist die Migration bei Migrantinnen oft direkt mit ihrem Familienverlauf verbunden. So beginnen beispielsweise relativ viele senegalesische Frauen eine Partnerschaft im Jahr der Migration oder haben ein erstes Kind in der Zeit direkt danach. Es gibt also ein starkes Zusammenspiel der Migrations- und Familienverläufe bei Migrantinnen. Bei männlichen Migranten hingegen ist der Zusammenhang zwischen Migration und Familienbildung – zumindest in diesem geografischen Kontext – nicht so stark ausgeprägt.

BevAktuell: Wirken sich spezielle Faktoren wie beispielsweise der Bildungsgrad auf die Familienverläufe der männlichen und weiblichen afrikanischen Migranten aus?

Nicht nur im Kontext von Migration, sondern ganz allgemein können verschiedene soziodemografische Faktoren die Fertilität sowie das Heiratsverhalten und auch die Partnerwahl von Frauen und Männern beeinflussen. Neben dem Bildungsgrad kann das auch der Erwerbsstatus oder das Alter einer Person sein. Bei Migrierenden können diese verschiedenen Faktoren nun auch zu variierenden Familienverläufen in den Jahren vor und nach der Migration führen. Meine Analysen afrikanischer Migration nach Europa zeigen beispielsweise, dass alleinstehende Migrantinnen eher erwerbstätig sind im Vergleich zu Frauen, die zum Zeitpunkt der Migration schon verheiratet sind. Alleinmigrierende Frauen haben also eine höhere Wahrscheinlichkeit einen Job zu haben als solche, die mit ihrem Partner zusammen migrieren oder diesem ins Zielland folgen.

BevAktuell: Welche Folgen hat eine geografische Trennung der Partner für die Fertilität kurz- und langfristig? Welche Erkenntnisse ergibt ein Vergleich des Fertilitätsniveaus der migrierten Senegalesen mit dem des Herkunftslandes?

Die Migration eines Partners, wobei der andere Partner im Herkunftsland zurückbleibt, hat in vielen Migrationskontexten oft langanhaltende geographische Trennungen zur Folge. Diese so genannten transnationalen Paare müssen ihr Familienleben oft über große Distanzen hinweg organisieren. Dies hat auch Auswirkungen auf das generative Verhalten dieser Paare im Vergleich zu Paaren mit beiden Partnern im Herkunftsland. In anderen Migrationssystemen – wie beispielsweise der mexikanischen Migration in die USA – hat die Migration eines Partners und die damit verbundene Trennung der Partner einen kurzfristigen negativen Effekt auf das Geburtentiming dieser Paare. D.h., diese Paare schieben den Zeitpunkt der Geburt eines ersten oder weiteren Kindes auf, bis der migrierte Partner (temporär oder permanent) zurückgekehrt ist. In Migrationsströmen wie dem der Mexikaner in die USA haben Paare also nach der Rückkehr des Partners weitere Kinder. So unterscheidet sich zwar das Timing der Geburten von vergleichbaren nichtmigrierten Paaren, aber die endgültige Kinderzahl ist nicht betroffen.

Etwas anders ist dies aber bei der afrikanischen Migration nach Europa, wie ich in meiner Dissertation zeigen konnte: Die große Entfernung zwischen Senegal und den entsprechenden Zielländern in Europa (Frankreich, Italien und Spanien) und restriktive Migrationspolitiken

erschweren zirkuläre oder temporäre Migrationsbewegungen. Außerdem sind langanhaltende transnationale Familienkonstellationen gerade bei Menschen aus der Subsahara oft auch kulturell verankert, da Partner, auch wenn sie im gleichen Ort leben, im Herkunftsland häufig nicht unter einem Dach wohnen. Dies hat zur Folge, dass senegalesische Paare nicht nur kurzfristig die Geburt weiterer Kinder aufschieben, sondern dass sie auch langfristig gesehen eine niedrigere Gesamtkinderzahl haben als vergleichbare Nichtmigranten.

BevAktuell: Wirkt sich die Dauer des Aufenthaltes der Paare im Zielland auf das Fertilitätsniveau aus? Erfolgt eine Anpassung des Verhaltens an die einheimische Bevölkerung des Ziellandes?

Die sogenannte Adaptationshypothese besagt, dass sich die Fertilität von Migrantinnen (Männer werden in früheren Studien meist nicht berücksichtigt) über die Jahre an die der einheimischen Frauen des Ziellandes annähert. Diese Hypothese basiert auf der Annahme, dass die Migration zwischen zwei Ländern mit unterschiedlichen Fertilitätsniveaus stattfindet, wobei meist davon ausgegangen wird, dass das Zielland eine niedrigere Fertilität hat als das Herkunftsland. Adaptation bedeutet also zum einen, dass Migrantinnen ihre Fertilität an die niedrigere Kinderzahl im Zielland anpassen, zum anderen findet aber auch eine Anpassung an die neue Umgebung im Zielland statt, wo unterschiedliche Wertvorstellungen, Geschlechterrollen und Normen, unterschiedliche politische und gesellschaftliche Systeme, und auch ein anders strukturierter Arbeitsmarkt im Vergleich zum Herkunftsland vorherrschen.

Meine Analysen zeigen, dass senegalesische Paare, je länger sie in den entsprechenden Zielländern gelebt haben, im Vergleich zu den nichtmigrierten Paaren im Herkunftsland eine umso niedrigere endgültige Kinderzahl haben. Dieser Prozess verläuft aber relativ langsam. Somit kann ich Ihre Frage mit ja beantworten, es erfolgt durchaus eine Anpassung der Anzahl der Kinder an die vorherrschende Kinderzahl in der Zielbevölkerung, obwohl diese graduell und langsam verläuft.

BevAktuell: Mit Blick auf die abgeschlossene Fertilität haben Migrantenpaare signifikant weniger Kinder im Verlauf ihres Lebens verglichen mit ihren nichtmigrierten Vergleichsgruppen. Worin sehen Sie hierfür die Ursachen?

Hier muss zwischen verschiedenen Ursachen differenziert werden. In vielen verschiedenen Migrationsströmen stellen Migranten und Migrantinnen eine selektierte Gruppe dar, d. h. sie unterscheiden sich in einem oder mehreren Merkmalen von der Durchschnittsbevölkerung im Herkunftsland. So sind senegalesische Frauen und Männer in Europa im Durchschnitt höher gebildet und vermögender als vergleichbare Nichtmigranten im Herkunftsland. Ein höheres Bildungsniveau wird meist mit einer niedrigeren Fertilität in Verbindung gebracht, was auch erklärt, dass Paare, in welchen mindestens ein Partner migriert, eine niedrigere Fertilität haben. Neben dieser Selektivitätsdimension spielen natürlich auch die beiden bereits oben erwähnten Aspekte eine wesentliche Rolle: Migrantenpaare passen ihre Fertilität über die Zeit an die niedrigere Kinderzahl und die ökonomischen, strukturellen und kulturellen Gegebenheiten im Zielland an, was auch zu einer niedrigeren endgültigen Kinderzahl führt. Und auch die oft über viele Jahre währende geographische Trennung von Partnern wird assoziiert mit negativen Auswirkungen auf die Kinderzahl. In meinen Analysen habe ich versucht, all diese verschiedenen Faktoren zu berücksichtigen und es scheinen auch alle eine wichtige Rolle zu spielen. Es lässt sich allerdings nicht endgültig sagen, welcher Erklärungsansatz nun ausschlaggebend ist, um die niedrigere Fertilität der Migranten zu begründen.

BevAktuell: Wirkt sich der Migrationshintergrund auf die Fertilitätserwartungen jugendlicher Migranten aus?

Ja, der Migrationshintergrund ist durchaus ein wichtiger Aspekt, um die Fertilitätserwartungen von jugendlichen Migranten und Migrantinnen zu erklären. Diese jungen Menschen werden praktisch zwischen zwei unterschiedlichen Kulturen sozialisiert, mit divergenten sozialen Normen und Einstellungen. Es ist vor allem interessant, wie sich diese von den Erwartungen jugendlicher Einheimischer unterscheiden. Im letzten Artikel meiner Doktorarbeit analysiere ich, inwieweit sich die erwartete Anzahl der Kinder und das erwartete Alter bei der Geburt des ersten Kindes zwischen spanischen Jugendlichen und jugendlichen Migranten aus Lateinamerika unterscheiden. In den meisten lateinamerikanischen Ländern sind Frauen in der Regel sehr viel jünger bei der Geburt des ersten Kindes und sie haben auch mehr Kinder im Laufe ihres Lebens im Vergleich zu Frauen in Europa und

insbesondere in Spanien. In diesem Kontext ist es besonders spannend zu untersuchen, wie die Präferenzen hinsichtlich der Fertilität von Jugendlichen, die als Kind nach Spanien migriert sind, aussehen.

Die Ergebnisse zeigen, dass weibliche und männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund ihr erstes Kind in einem früheren Alter bekommen möchten als vergleichbare spanische Jugendliche. Der Unterschied ist zwar nur klein, jedoch signifikant. Überraschenderweise wird keine Differenz bei der Kinderzahl gefunden: Die Jugendlichen beider Gruppen möchten im Durchschnitt zwei Kinder haben. Dieses Ergebnis lässt sich erklären mit einer vorherrschenden so genannten „Zweikindnorm", die besagt, dass Frauen und Männer in verschiedenen Kulturkreisen zwei Kinder bevorzugen, die tatsächlich realisierte Fertilität jedoch oft anders aussieht.

BevAktuell: Welche Vorstellungen von Familiengründung und Fertilitätserwartungen setzen sich in dieser Gruppe der „1,5-Generation" durch – die des Heimatlandes oder die des Aufnahmelandes?

Man kann sagen, dass die Erwartungen, die die Jugendlichen der 1,5-Generation an ihr zukünftiges Familienleben haben, genau zwischen denen des Herkunfts- und des Ziellandes liegen. Sie gehen also einen Mittelweg zwischen den beiden Kulturen. Konkret heißt das, diese Jugendlichen wollen ihr erstes Kind *später* bekommen als es die vorherrschende Norm in ihrem Herkunftsland ist, jedoch *früher* als die Vergleichsgruppe der spanischen Jugendlichen und auch früher als das realisierte Erstgeburtsalter in Spanien.

Es soll hier auch darauf hingewiesen werden, dass die Fertilitätserwartungen von 14- bis 16-Jährigen natürlich nicht direkt mit der zukünftigen realisierten Fertilität übereinstimmen müssen und davon auch weit entfernt liegen können. Die Erwartungen spiegeln aber internalisierte soziale Normen und Einstellungen wider und können daher auch als Indikator für Integrations- und Adaptationsprozesse jugendlicher Migranten interpretiert werden. Die Analysen haben auch gezeigt, dass die soziale Integration der Jugendlichen wichtiger ist als die Aufenthaltsdauer im Zielland, um die Fertilitätserwartungen an die der einheimischen Jugendlichen anzupassen.

BevAktuell: Worin unterscheidet sich Ihr Forschungsansatz von den bisherigen und welcher wissenschaftliche Gewinn ergibt sich daraus?

Ich habe in allen drei Kapiteln versucht, sowohl die Fertilität bzw. Fertilitätserwartungen von Frauen als auch von Männern zu betrachten. In den meisten früheren Studien wurden nur die Frauen und ihre Migrationserfahrungen berücksichtigt. Ich denke aber, dass gerade im Kontext von internationaler Migration und in einer Gesellschaft wie der senegalesischen, wo Kinder zum größten Teil innerhalb von Partnerschaften auf die Welt kommen, es naheliegend ist, auch die Rolle des Mannes und seine Migrationserfahrungen miteinzubeziehen. Vor allem der zweite Artikel meiner Dissertation nutzt hier einen innovativen Ansatz, da er das Paar als Analyseeinheit sieht und so zu jedem Zeitpunkt seit Beginn der Partnerschaft den genauen Aufenthaltsort – Herkunfts- oder Zielland bzw. ein anderes Land – beider Partner und die daraus resultierenden Veränderungen in der Fertilität in Betracht zieht.

Ein weiterer Punkt, worin sich meine Arbeit von vielen bisherigen unterscheidet ist, dass ich in allen Analysen explizit zwischen dem Geburtentiming und der endgültigen Kinderzahl unterscheide. Die Migrationserfahrung kann verschiedene Einflüsse auf diese beiden Dimensionen der Fertilität haben, deswegen ist es meines Erachtens äußerst wichtig, immer zwischen beiden zu differenzieren. Außerdem wurden bisher weder das Fertilitätsverhalten noch die -erwartungen der 1,5-Generation ausreichend untersucht.

BevAktuell: Welche Forschungslücken existieren aus Ihrer Sicht, die noch zu schließen wären?

Die Antwort auf diese Frage ist stark verbunden mit der Antwort auf die vorherige Frage: eine Forschungslücke wäre, den geografischen Geltungsbereich/Umfang auszuweiten. Es wäre sehr interessant, die Resultate meiner Analysen mit solchen anderer Migrationssysteme zu vergleichen.

Ein weiterer Punkt, der bisher eher wenig oder gar nicht untersucht wurde, ist, inwieweit sich Familiendynamiken von Geflüchteten von solchen von ökonomisch-motivierten Migrationsbewegungen unterscheiden. Aus aktuellem Anlass ist dies ein spannendes Forschungsfeld, worüber wir leider noch viel zu wenig wissen.

Interview: Bernhard Gückel, BiB

Aktuelles

Neue Anlaufstelle des BiB in Berlin eröffnet

Am 5. Februar 2018 hat der Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, eine Außenstelle des Instituts in Berlin eröffnet. Mit seiner Hauptstadtpräsenz reagiert das BiB auf einen gestiegenen Nachfragebedarf in der Politikberatung über demografische Fragestellungen.

Mit der neuen Außenstelle soll die Politikberatung direkt vor Ort intensiviert und gestärkt werden, da ein stark gestiegenes Interesse an demografischer Beratungskompetenz entstanden ist, betont Prof. Schneider. Durch die Präsenz wird es darüber hinaus leichter, Kontakte zu Ministerien und politischen Entscheidungsträgern zu pflegen und Veranstaltungen mit bevölkerungswissenschaftlichen Inhalten zu begleiten. So führt das BiB bereits seit mehreren Jahren erfolgreich Informationsveranstaltungen zu Themen des demografischen Wandels für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Behörden und Ministerien in Berlin durch.

Das BiB wird im i-Punkt des Statistischen Bundesamtes (Bild oben) eigene Räumlichkeiten nutzen und zukünftig durchgängig von mindestens drei Kolleginnen und Kollegen gleichzeitig vor Ort vertreten sein.

Herzlich willkommen in Berlin: Der stellvertretende Leiter des i-Punktes, Thomas Krebs, begrüßt den Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, bei der Eröffnung der Außenstelle des BiB in den Räumen des i-Punktes in Berlin. (Bilder: i-Punkt, Berlin)

Adresse und Wegebeschreibung

https://www.destatis.de/DE/UeberUns/Wegbeschreibung/I_Punkt/AnfahrtBerlin_iPunkt.html

Nachgefragt: Welche Konesquenzen hat berufsbedingte räumliche Mobilität?
Dr. habil. Heiko Rüger über zentrale Ergebnisse seiner Habilitation

In seiner gerade erfolgreich abgeschlossenen Habilitationsschrift analysiert Dr. habil. Rüger den Zusammenhang von berufsbezogener räumlicher Mobilität mit Familie, Beruf und Lebensqualität. Im Interview mit „Bevölkerungsforschung Aktuell“ äußert er sich zu zentralen Ergebnissen seiner Forschungsarbeit.[1]

Die Zahl der Erwerbstätigen, die aus beruflichen Gründen in unterschiedlichen Formen räumlich mobil sind, hat in den vergangenen Jahren zugenommen. Doch diese Entwicklung kann für die mobilen Erwerbstätigen Konsequenzen haben – unter anderem was die Paarbeziehung und die Familie, aber auch, was das eigene Wohlbefinden betrifft.

Dr. Heiko Rüger hat in seiner im November 2017 an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz vollendeten Habilitation die Verbreitung, Entwicklung und Formen sowie die individuellen und gesellschaftlichen Ursachen und Konsequenzen des berufsbezogenen räumlichen Mobilitätsgeschehens in Deutschland und weiteren eu-

[1] Thema der Habilitation: Heiko Rüger (2017): Räumliche Mobilität, Familie und Gesellschaft. Quantitative Analysen zum Zusammenhang von berufsbezogener räumlicher Mobilität mit Familie, Beruf und Lebensqualität (Kumulative Habilitation, Fachbereich 02 - Sozialwissenschaften, Medien und Sport, Johannes Gutenberg-Universität Mainz)

ropäischen Ländern untersucht. In insgesamt neun wissenschaftlichen Analysen widmete er sich unterschiedlichen Aspekten der Thematik.

Herr Dr. Rüger, in Ihrer Habilitation haben Sie neben den Konsequenzen auch die Verbreitung berufsbedingter räumlicher Mobilität anhand der Lebensverläufe von Erwerbstätigen untersucht. Worin sehen Sie die Ursachen des gestiegenen berufsbedingten Mobilitätsgeschehens der jüngeren Zeit?

Zunächst einmal gilt ein hohes Ausmaß an räumlicher Mobilität als ein zentrales Merkmal moderner Gesellschaften. Vor dem Hintergrund einer immer stärker flexibilisierten und globalisierten Gesellschaft und Wirtschaft wird gerade die räumliche Beweglichkeit der Arbeit und damit auch der Arbeitskräfte zunehmend wichtiger. Parallel dazu hat ein Wandel innerhalb der Familien und der Geschlechterrollen eingesetzt, der zu einer höheren Wahrscheinlichkeit von Mobilität auf der Paarebene führt. Gestiegene Bildungs- und Erwerbsaspirationen der Frauen beeinflussen zudem die Art der gewählten mobilen Lebensform: Wenn zwei Berufskarrieren miteinander vereinbart werden müssen, treten verschiedene Formen der Pendelmobilität als Alternativen zu Umzügen in den Vordergrund. Dazu gehören etwa die Formen des täglichen und wöchentlichen Pendelns, der Vari- und Multi-Mobilität sowie der Fernbeziehungen.

Haben Sie Erkenntnisse gewonnen, inwiefern das räumliche Mobilitätsverhalten die Lebensbereiche Partnerschaft und Familie berührt bzw. wie umgekehrt die Partnerschafts- und Familiensituation das Mobilitätsverhalten beeinflussen?

Zur Person

PD Dr. habil. Heiko Rüger *absolvierte sein Studium der Soziologie an der Johannes Gutenberg Universität Mainz. Im November 2017 habilitierte er sich dort im Fachbereich 02 – Sozialwissenschaften, Medien und Sport. Am BiB arbeitet er seit August 2009. Seit 2011 leitet er die Forschungsgruppe „Räumliche Mobilität" im Forschungsbereich „Migration und Mobilität". Sein Forschungsinteresse gilt vor allem erwerbs-, bildungs- sowie familienbezogenen Mobilitätsprozessen. Ein besonderer Fokus liegt dabei neben der Binnenmigration auf verschiedenen Formen des Pendelns. Hier stehen insbesondere die Ursachen und Konsequenzen von Mobilitätsentscheidungen im Lebenslauf im Mittelpunkt.*
(Bild: BiB)

Die Analysen mit Blick auf die verschiedenen Formen zirkulärer Pendelmobilität und deren Zusammenhang mit Merkmalen der Partnerschafts- und Familienentwicklung in Deutschland legen den Schluss nahe, dass besonders für Frauen aufwändige Mobilitätsarrangements nur schwer mit Elternschaft vereinbar sind. Insgesamt sind Mütter seltener beruflich mobil beziehungsweise mobile Frauen sind seltener Mütter. Zudem wurde in den Analysen deutlich, dass die berufliche Mobilität tendenziell mit einer traditionelleren Arbeitsteilung in der Paarbeziehung einherging, in der die Frauen bei der Kinderbetreuung und Hausarbeit am Ende nicht so stark entlastet wurden wie die Männer.

Wurden bei der gewählten Mobilitätsform geschlechterspezifische Unterschiede erkennbar?

Ja. Es wurde deutlich, dass der Anteil der Frauen mit zunehmender Intensität der Mobilität abnahm. Dies galt vor allem für die Gruppe der Erwerbstätigen, die aus beruflichen Gründen häufig auswärts übernachten müssen. Dort war der Anteil an Frauen noch geringer als bei den täglichen Fernpendlern. Eine Rolle spielt hier auch der Bildungsstatus: So wiesen Personen mit höherem Bildungsabschluss tendenziell längere Pendeldauern auf, während sich Personen mit niedrigerem Bildungsabschluss häufiger unter den Nahpendlern wiederfanden.

Zeigten sich auch Auswirkungen der Mobilität auf das Wohlbefinden und die Gesundheit?

Ein zentrales Ergebnis ist, dass für keine der untersuchten Mobilitätsformen und soziodemografischen Gruppen positive Effekte der räumlichen Mobilität auf die Lebensqualität nachweisbar waren. Die Analysen haben vielmehr gezeigt, dass eine als belastend wahrgenommene Pendelsituation negative Konsequenzen für die selbsteingeschätzte Gesundheit haben kann. Eine wesentliche Rolle spielt hier vor allem die Frage, inwieweit die Mobilitätssituation etwa beim Pendeln freiwillig gewählt ist oder nicht. Ein weiteres Ergebnis ist, dass ein negativer Gesundheitseffekt insbesondere für Frauen sowie für Personen mit Kindern nachgewiesen werden konnte. Es lässt sich vermuten, dass die Erwartungen hinsichtlich der zeitlichen und räumlichen Flexibilität mit Erwartungen an die Frauen- und Elternrolle in Konflikt stehen. Diese Rollenkonflikte könnten einen bedeutsamen Stressor darstellen.

Da stellt sich die Frage: Hat Mobilität auch positive Seiten?

Ja, durchaus. Zu nennen sind hier vor allem verbesserte Berufs- und Einkommenschancen. Die Analysen haben beispielsweise ergeben, dass Erwerbstätige mit langanhaltender Pendelmobilität im Vergleich zu Erwerbstätigen mit geringen Mobilitätserfahrungen ein höheres Einkommen erzielten.

Welche Schlussfolgerungen ziehen Sie aus Ihren Forschungsbefunden?

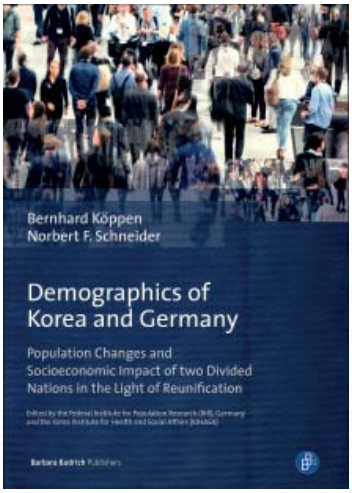
Die erhöhte räumliche Mobilität und Flexibilität der Erwerbstätigen könnte anderen gesellschaftlich wünschenswerten Zielen, wie gleichen beruflichen Entwicklungschancen für Frauen und Männer, entgegenstehen. Hohe Mobilitätserfordernisse auf dem Arbeitsmarkt könnten die Vereinbarkeit von Familie und Beruf insbesondere für Frauen weiter erschweren und damit deren Position am Arbeitsmarkt schwächen. Insgesamt bedarf die Thematik daher einer verstärkten Aufmerksamkeit der Akteure in Politik und Wirtschaft. Ein erster Schritt könnte darin bestehen, berufliche Mobilität in männlichen und weiblichen Lebensverläufen in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen und mit den möglichen individuellen und gesellschaftlichen Konsequenzen in den Blick zu nehmen und politische sowie betriebliche Maßnahmen daran zu orientieren. Hierbei ist ein auf die jeweiligen Bedürfnisse und Belastungen der mobilen Erwerbstätigen zugeschnittenes Bündel an Unterstützungsmaßnahmen als ein geeigneter Ansatz zu sehen.

Interview: Bernhard Gückel, BiB

Literatur aus dem BiB

Bernhard Köppen, Norbert F. Schneider (2018):
Demographics of Korea and Germany. Population Changes and Socioeconomic Impact of two Divided Nations in the Light of Reunification. Barbara Budrich Publishers Opladen, Berlin, Toronto.

Korea und Deutschland haben im Zuge der ideologischen und politischen Neuordnung der Welt nach dem Zweiten Weltkrieg eine Teilung erfahren. In Deutschland wurde sie mit dem Mauerfall überwunden, während Korea nach wie vor aus zwei Staaten besteht. Deutschland hat seitdem tiefgreifende demografische Veränderungen erlebt und bewältigen müssen. Können diese Erfahrungen als Impulse bzw. Vorbilder beim Umgang mit der demografischen Situation der beiden Koreas im Falle einer Wiedervereinigung dienen? Diese Frage steht im Mittelpunkt des Bandes, der vor allem einen Überblick über die demografischen Prozesse in Deutschland seit 1990 gibt. Zugleich werden aus südkoreanischer Perspektive Szenarien der demografischen Entwicklung im Falle einer Vereinigung vorgestellt.

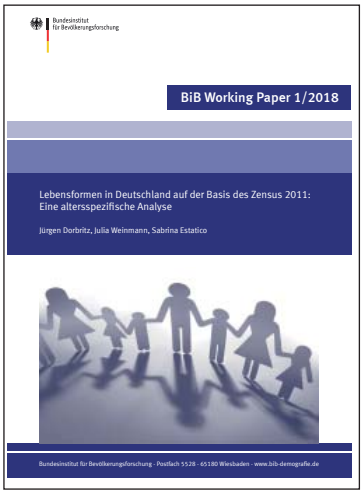


Grundlage des Bandes bildet ein Kooperationsprojekt zwischen dem BiB und dem Korea Institute for Health and Social Affairs (KIHASA). Ziel war die Aufarbeitung der demografischen Entwicklung in Deutschland seit der Wiedervereinigung, um eine Orientierungshilfe für die Situation in einem eventuell wiedervereinigten Korea zu geben. In diesem Sinne liefert der Band einen Überblick über das demografische Geschehen in Deutschland zur Fertilitätsentwicklung, der Mortalität sowie der Migration seit der Wiedervereinigung. Dabei wird deutlich, dass die demografische Lage nicht nur durch vereinigungsbezogene Faktoren bestimmt wurde, sondern dass sich zum Beispiel bei der Fertilitätsentwicklung auch andere langfristige demografische Faktoren (wie etwa der Zweite demografische Übergang) ausgewirkt haben.

Welche Folgen eine Wiedervereinigung Koreas für die Bevölkerungsentwicklung hat, wird in einem eigenen Teil beleuchtet. Es zeigt sich, dass die Trennungssituation der beiden Koreas in politischer, kultureller sowie emotionaler Hinsicht

aus der Sicht Südkoreas mit der Situation Deutschlands nicht vergleichbar ist. War die deutsche Vereinigung ein beispielloses Wagnis, so wird die mögliche Integration der beiden koreanischen Staaten in eine Einheit und gemeinsame Gesellschaft im Vergleich dazu deutlich mehr Unwägbarkeiten als Gewissheiten beinhalten. Daher wird eine Vorhersage des Scheiterns oder Gelingens aus südkoreanischer Forschungsperspektive als unmöglich betrachtet. Trotz allem kann ein integrativer Ansatz durch interdisziplinären Austausch Ideen für mögliche Situationen und Handlungsoptionen liefern. Auch wenn die demografische Entwicklung in Korea ein wichtiger Aspekt eines eventuellen Vereinigungsprozesses darstellt, bleibt letztlich die Frage der Finanzierbarkeit (angesichts der ökonomischen Situation Nordkoreas) eines der Schlüsselthemen einer künftigen Vereinigung.

Jürgen Dorbritz, Julia Weinmann, Sabrina Estatico:
Lebensformen in Deutschland auf der Basis des Zensus 2011: Eine altersspezifische Analyse.
BiB-Working Paper 1/2018. Wiesbaden



Neben der bürgerlichen Kernfamilie der 1950er und 1960er Jahre hat heute in einem gewissen Maß sowohl die soziale Akzeptanz als auch die relative Häufigkeit „alternativer" Lebensformen zugenommen. Nach wie vor ist allerdings die Kernfamilie die verbreitetste Lebensform geblieben. Andere Lebensformen fügen sich dagegen vor allem als biografische Phasen vor und nach dem Leben in einer Kernfamilie mit Kindern ein. Die wissenschaftlichen Diskussionen hinsichtlich der Frage, in welchem Maße hier eine Pluralisierung stattgefunden hat, halten derzeit noch immer an.

Daher möchte die Studie auf der Basis des Zensus 2011 die Verteilung der deutschen Wohnbevölkerung auf verschiedene Lebensformen, differenziert nach Alter und Bildung, untersuchen. Insgesamt werden 28 Lebensformen, 4 Bildungsschichten und 14 Altersgruppen unterschieden. Es zeigt sich, dass die partnerschaftlichen Lebensformen die Struktur der Lebensformen in Deutschland dominieren. Dabei ist die Ehe die wichtigste Lebensform geblieben. Zudem belegen die Befunde, dass die Bedeutung einzelner Lebensformen sich mit den Altersabschnitten wandelt. Die häufig in der Literatur postulierte These einer „begrenzten Pluralität" bestätigt sich in den jüngeren Lebensabschnitten. Mit steigendem Lebensalter, wenn die Kinder aus dem elterlichen Haushalt ausziehen, gewinnen die Lebensformen Ehepaar ohne Kind und Ein-Personen-Haushalte immer mehr an Bedeutung. Insgesamt wird deutlich, dass die Bevölkerung in allen Altersgruppen auf wenige Lebensformen konzentriert ist, wobei sich eine breite Verteilung der Lebensformen vor allem bei den Jüngeren zwischen 20 und 34 Jahren findet.

Andreas Mergenthaler, Volker Cihlar, Frank Micheel, Ines Sackreuther:
The changing nature of (un-)retirement in Germany: living conditions, activities and life phases of older adults in transition. BiB-Working Paper 3/2017. Wiesbaden

In einer Gesellschaft des langen Lebens stellt der Übergang in den Ruhestand für viele ältere Erwachsene eine zentrale Statuspassage dar. Die Bedingungen und die Formen des Altersübergangs haben sich in den letzten Jahrzehnten in Deutschland gewandelt. So ist neben „indirekten" Übergängen aus einer Nichterwerbstätigkeit auch zunehmend eine fortgeführte Erwerbstätigkeit über die Regelaltersgrenze hinaus zu beobachten. Darüber hinaus sind ältere Erwachsene auch nach dem Ruhestandseintritt in der Zivilgesellschaft und der Familie engagiert. Diese Tätigkeiten bilden zusammen mit einer verlängerten Arbeitsmarktbeteiligung eine zentrale Dimension der Potenziale älterer Erwachsener ab, die in einer alternden Bevölkerung sowohl von gesellschaftlichem als auch von individuellem Nutzen sein können.

Ziel des Beitrags ist die umfassende Darstellung, die Zusammenführung und die Weiterentwicklung der Diskurse um den Übergang in den Ruhestand und die Potenziale älterer Menschen in Wirtschaft und Gesellschaft. Dabei liegt ein Schwerpunkt auf der Arbeitsmarktbeteiligung älterer Erwachsener, auch über die Regelaltersgrenze hinaus. Hierzu wird ein Rubikon-Handlungsmodell dargestellt, das als grundlegender heuristischer Rahmen für weiterführende empirische Forschungsarbeiten

in diesem Bereich dienen kann. Zudem wird die Wechselwirkung zwischen verschiedenen „produktiven“ Tätigkeiten im Sinne einer komplementären oder substitutiven Beziehung betont. Diese Überlegungen werden im Konzept des Unruhestands gebündelt, der den einseitig negativ konnotierten Begriff des Ruhestands ergänzen soll.

Andreas Mergenthaler, Volker Cihlar, Frank Micheel, Ines Sackreuther, Sabine Riedl, Sabia Maruhn (2017): TOP – Transitions and Old Age Potential: Methodenbericht zur zweiten Welle der Studie. BiB Daten- und Methodenberichte 2/2017. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

Von November 2015 bis Februar 2016 fand die Wiederholungsbefragung der Studie „Transitions and Old Age Potential: Übergänge und Alternspotenziale“ (TOP) statt. Von den 3.897 panelbereiten Teilnehmerinnen und Teilnehmern der ersten Welle des Jahres 2013 lagen drei Jahre später abgeschlossene Interviews von 2.501 Personen vor. Inhaltlich konzentriert sich die zweite Welle TOP auf die Übergänge in den Ruhestand, die Verwirklichung

von Tätigkeitsabsichten, insbesondere am Arbeitsmarkt, als Teil eines mehrstufigen Handlungsmodells sowie die Veränderung von Potenzialen älterer Erwachsener im Zeitverlauf. Wie bereits die erste Welle, so wurde auch die Wiederholungsbefragung vom Umfragezentrum Bonn (uzbonn) im Auftrag des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB) durchgeführt. Neben Maßnahmen zur Reduzierung der Verzerrung aus der Panelmortalität und zur Erhöhung der Ausschöpfung kamen längsschnittliche Gewichtungsverfahren zum Einsatz, die unter anderem für selektive Teilnahmewahrscheinlichkeiten an der zweiten Welle adjustieren.

Policy Brief des BiB

BiB-Policy-Brief zum Thema: „Arbeitszeit neu gedacht! Müttererwerbstätigkeit fördern und Zeit für Familie ermöglichen“

Immer mehr Mütter arbeiten in Teilzeit und verbinden damit ihren Wunsch nach Erwerbstätigkeit mit Zeit für ihre Familie. Beruflich kann dies jedoch auch Nachteile („Teilzeitfalle“) und eine ökonomische Abhängigkeit vom Mann mit sich bringen. Wie lässt sich dieses Dilemma lösen?

Der aktuelle Policy-Brief des BiB gibt einen Überblick über die Entwicklung und analysiert dazu die Wirkungen von familienpolitischen Maßnahmen wie dem Elterngeld auf das Erwerbsverhalten der Mütter. Dazu werden die Positionen und Wünsche junger Mütter und Väter mithilfe von Befunden der Familienleitbildstudie des BiB vorgestellt und Empfehlungen für die Praxis für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf gegeben. Dabei wird in ein flexibles Zweiverdienermodell vorgeschlagen mit einer variablen Arbeitszeit im Lebensverlauf. Voraussetzung dafür ist vor allem eine gewachsene Toleranz gegenüber unterschiedlichen Präferenzen und Aufteilungen des Lebensverlaufs.

Die Reihe „Policy Brief“ des BiB liefert politischen Entscheidern praxisorientierte Informationen und Handlungsempfehlungen zu aktuellen demografischen Themen. Die Basis bilden in knapper, übersichtlich aufbereiteter Form wissenschaftliche Ergebnisse aus der Forschungsarbeit des Instituts. Dabei werden zunächst allgemeine Grundlagen der jeweiligen Thematik vorgestellt.

Download Policy Brief unter

http://www.bib-demografie.de/DE/Veroeffentlichungen/Policy-Brief/policy_node.html

Literatur von BiB-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeitern

Andreas Mergenthaler, Ines Sackreuther, Ursula M. Staudinger (2018):
Productive activity patterns among 60–70-year-old retirees in Germany. In: Ageing & Society, 1-30.

In einem Beitrag für das wissenschaftliche Journal „Ageing & Society“ analysieren Dr. Andreas Mergenthaler und Ines Sackreuther vom BiB sowie Prof. Dr. Ursula M. Staudinger (Columbia University, New York) die Muster produktiver Tätigkeiten 60- bis 70-Jähriger im Ruhestand.

Im Vergleich zu früheren Kohorten erleben mittlerweile immer mehr Ältere ihren Ruhestand in guter körperlicher Verfassung. Zugleich steigt die Bereitschaft in der Gruppe der „jungen Alten“ für produktive Aktivitäten, die zudem zur Bewältigung der Herausforderungen der demografischen Alterung wertvolle Beiträge liefern können. Der Artikel untersucht vor diesem Hintergrund, welche verschiedenen Typen (Cluster) von produktiven Tätigkeiten in der Gruppe der 60- bis 70-Jährigen nach ihrem Eintritt in den Ruhestand in Deutschland auftreten. Dabei richtet sich der Blick vor allem auf die Unterschiede der Produktivitätsmuster in dieser Personengruppe. Zugrunde liegen dabei die aktuelle Erwerbstätigkeit, das bürgerschaftliche Engagement sowie familiale Tätigkeiten. Je nach der Zusammensetzung dieser Tätigkeiten werden Cluster ermittelt und analysiert, die sich mit Blick auf die jeweiligen individuellen, familiären und ökonomischen Ressourcen unterscheiden. Die Befunde zeigen, dass die Muster der produktiven Tätigkeiten unterschiedliche Cluster in der untersuchten Personengruppe aufweisen. So geht aus den Analysen hervor, dass die vier festgelegten Tätigkeitstypen (hoch engagierte Erwerbstätige, bürgerschaftlich Engagierte, Familienmenschen und nicht Engagierte) in der Zusammensetzung und der Intensität ihrer produktiven Aktivitäten differieren. Dabei weist der Typus der nicht Engagierten als größtes Cluster des Samples das niedrigste Aktivitätsniveau auf. Insgesamt ist zu konstatieren, dass die 60- bis 70-Jährigen in Deutschland ein hohes Niveau unterschiedlicher Potenziale für das Engagement in formellen und informellen Tätigkeiten besitzen.

Bernhard Gückel, BiB

Informationen zum Artikel

https://www.cambridge.org/core/journals/ageing-and-society/article/productive-activity-patterns-among-6070yearold-retirees-in-germany/2C3AF6EED1920BC2F115197E55444454

Comparative Population Studies – News

Neue Beiträge online erschienen

Karoline Brombach, Johann Jessen, Stefan Siedentop, Philipp Zakrzewski (2017):
Demographic Patterns of Reurbanisation and Housing in Metropolitan Regions in the US and Germany

Nach Jahrzehnten des Niedergangs wurden Ende der 1980er Jahre in den Metropolen Nordamerikas erste Anzeichen für eine Wiederbelebung der innerstädtischen Zentren sichtbar. Die Wiederbevölkerung und damit einhergehende Entwicklung der Metropolkerne – oftmals auch bezeichnet als „Reurbanisierung“, „Renaissance der Städte“ oder „Zurück-in-die Stadt“-Bewegung – haben sich seitdem beschleunigt und sind heute ein hervorstechendes Merkmal der städtischen Entwicklung in den USA. In den städtischen Regionen West- und Zentraleuropas wurden solch veränderten Reurbanisierungsmuster einige Jahre später wahrgenommen, die sich allerdings

von der amerikanischen Entwicklung unterschieden. So durchliefen sie keinen Prozess des vorherigen Niedergangs, der mit dem Ausmaß in den USA vergleichbar war. Welche Ursachen hierfür verantwortlich waren, wie lange diese veränderten Muster anhalten und wie sie die langfristige räumliche urbane Struktur verändern werden, ist derzeit unklar.

Der Beitrag untersucht vor diesem Hintergrund aktuelle Trends der Stadtentwicklung in den USA und Deutschlands am Beispiel von jeweils vier Städten mit einem speziellen Blick auf die demografischen Muster und die Haushalte. Die Befunde unterstützen die Annahme, dass Reurbanisierung gegenwärtig als universaler Trend in den großen Metropolregionen des globalen Nordens angesehen werden muss. Er manifestiert sich durch eine signifikante Zunahme und Verdichtung der Bevölkerung in den Kernregionen. Zugleich weisen die Ergebnisse aber auch eine beträchtliche Divergenz bei den Größenordnungen, Dynamiken und der soziodemografischen Zusammensetzung in den Reurbanisierungsmustern der ausgewählten Regionen in den USA und Deutschlands auf.

Übersetzung: Bernhard Gückel, BiB

Download des Beitrags unter

http://www.comparativepopulationstudies.de

Vorträge

Prof. Dr. Norbert F. Schneider: Zum Wandel der Lebensphase Kindheit

Warum gibt es in Deutschland so wenige Kinder und wie stellt sich die Situation von Eltern in der heutigen Zeit dar? Wie hat sich die Lebensphase Kindheit gewandelt?

Mit diesen Fragen befasste sich der Direktor des BiB, **Prof. Dr. Norbert F. Schneider**, in seinem Vortrag am 19. Januar 2018 bei der Fachtagung „Kindheit in der vernetzten Welt“ der Stiftung Bildungszentrum der Erzdiözese München und Freising. Angesichts zu hoher gesellschaftlicher Erwartungen an die Eltern plädierte er für eine größere Gelassenheit, die letztlich nicht nur den Eltern, sondern auch den Kindern helfe.

Prof. Dr. Norbert F. Schneider: Schule und Unterricht im demografischen Wandel

Die Folgen der Verstädterung und Landflucht für Schule und Unterricht analysierte **Prof. Schneider** beim Aktionsrat der Vereinigung der bayerischen Wirtschaft e.V. am 20. Januar 2018 in München. Er ging entgegen bisheriger Prognosen von einem zu erwartenden Schülerboom aus, der vor allem die Wachstumsregionen in Deutschland betreffen werde. Er plädierte daher für ein neues Denken von Schule und Unterricht im demografischen Wandel, in dem sich die Schule von der formalen Organisation zur funktionsorientierten Institution wandeln müsse. „Die Eigenverantwortung der Schule im Hinblick auf ihre Organisation und Autonomie sollte angesichts der demografischen Veränderungen gestärkt werden“, betonte der Soziologe.

Dr. Sabine Diabaté: Familienleitbilder zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Die Familienleitbildstudie des BiB hat unter anderem gezeigt, dass die Untersuchung kultureller Vorstellungen (sogenannte Leitbilder) zur Erklärung von Familiengründungs- und -erweiterungsprozessen wertvolle Ergänzungen zu bereits bestehenden Forschungsansätzen liefern kann.

Frau **Dr. Diabaté** stellte am 12. Januar 2018 in einem Vortrag bei der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Köln zentrale Ergebnisse der Studie am Beispiel Elternschaft vor. Die Ergebnisse belegen, dass in der jungen Generation beide Partner arbeiten und aktive Eltern sein wollen, erklärte sie. Die Realität sieht allerdings anders aus: So gibt es nach wie vor eine ungleiche Verteilung zwischen den Geschlechtern. „Für viele Mütter bedeutet die Geburt eine Rolle rückwärts“, kritisierte Frau Diabaté. Verantwortlich dafür sind neben strukturellen Barrieren tradierte Vorstellungen, die sich hartnäckig halten, wie zum Beispiel normative Altersgrenzen für Elternschaft sowie überkommene Mütter- und Vaterleitbilder. Allerdings gibt es in Deutschland hier deutliche Unterschiede zwischen Ost und West, die

auf unterschiedlichen Elternkulturen beruhen. „Der Spagat zwischen Wunsch und Wirklichkeit bleibt sowohl bei Müttern als auch bei Vätern aber groß“, so die Soziologin. Einen Wandel könne es nur geben, wenn sich strukturelle und kulturelle Faktoren veränderten. Letztlich geht es hier um eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, an der alle Beteiligten (Politik, Wirtschaft, Institutionen, jeder Einzelne etc.) mitwirken müssen.

Dr. Andreas Ette: Folgen der internationalen Migration für individuelle Lebensverläufe

Die Muster der globalen Migration sind sowohl auf der Individual- als auch auf der regionalen Ebene komplexer geworden. Zudem steht die wissenschaftliche Forschung vor dem Problem, dass es zwar Fortschritte beim Verständnis der Treiber des Migrationsgeschehens gibt – aber keine detaillierten Informationen darüber, wie viele Menschen jedes Jahr ihr Heimatland verlassen und warum. Es hat sich darüber hinaus gezeigt, dass die individuellen Konsequenzen internationaler Migration für den weiteren Lebensverlauf bisher nur teilweise verstanden werden.

Daher stellte **Dr. Andreas Ette** beim „International Forum on Migration Statistics“ der OECD am 15. Januar 2018 in Paris zentrale Elemente des von der DFG geförderten Projekts „German Emigration and Remigration Panel Study (GERPS)“ vor, das vom BiB und der Universität Duisburg gemeinsam durchgeführt wird. Ziel ist es dabei, am Beispiel Deutschlands besser zu verstehen, warum Menschen ins Ausland abwandern bzw. wieder rückwandern und wie sich die Migration auf den individuellen Lebensverlauf auswirkt, betonte Dr. Ette. Er wies darauf hin, dass eine eigene Datenerhebung mit der Kombination aus einem herkunftsbasierten Sampling sowie einem Interview der Migranten im Aufnahmeland eine effiziente Strategie darstellen kann, um die existierende Forschungslücke zur Auswanderung und ihrer Konsequenzen zu schließen. „Aus methodischer Sicht geht es um die Kombination einer „offline“-Rekrutierung mit einem online übermittelten Fragenkatalog zur Erforschung einer international mobilen Bevölkerungsgruppe“, sagte er. Dabei ist die methodische Vorgehensweise der Studie potenziell auch auf andere Länder mit Bevölkerungsregistern anwendbar. Sie soll am Ende eine Basis für Längsschnittdaten über das Verhalten und die Erfahrungen von Auswanderern bieten.

Bernhard Gückel, BiB

Personalien

Neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im BiB

Neu im BiB ist seit dem 1. Februar 2018 Herr **Dr. Nico Stawarz**. Er hat Soziologie an der Technischen Universität Chemnitz studiert und 2017 am Seminar für Sozialwissenschaften der Universität Siegen zum Thema „Erwerbsverläufe in modernen Gesellschaften. Analysen zu intragenerationaler sozialer Mobilität“ promoviert. Am BiB wird er künftig den Forschungsbereich „Migration und Mobilität“ verstärken.

Im gleichen Forschungsbereich ist seit Dezember 2017 auch **Jean Guides Auditor** tätig. Er hat ein Bachelor- und Masterstudium in den Fächern Soziologie und Politikwissenschaften an der Universität Bielefeld absolviert. Am BiB wird er sich mit Themen zu internationaler Migration beschäftigen.

Seit dem 1. November 2017 verstärkt **Ulrike Brunner** die Internetredaktion des BiB. Sie ist studierte Kartographin (FH) mit mehrjähriger Berufserfahrung im Multimediabereich. Zuletzt arbeite sie in der (Internet-)Redaktion des Bundesamtes für Kartographie und Geodäsie in Frankfurt/Main. Im BiB wird sie als Sachbearbeiterin neben der BiB-Homepage vor allem das Demografieportal des Bundes und der Länder redaktionell mit betreuen.

Frank Swiaczny bei der Bevölkerungsabteilung der UN

Herr **Swiaczny** verstärkt seit Anfang Oktober 2017 als Assistant Director die Abteilung „Population Studies“ der UN DESA Population Division in New York. Sein Wechsel vom BiB zur UN basiert auf einer zunächst zweijährigen Beurlaubungszeit vom BiB. In der Bevölkerungsabteilung

wird der Geograph seinen bisherigen Themen Demografie und Weltbevölkerung weiterhin verbunden bleiben. Darüber hinaus wird er das Projekt „Demography for Development Planning“ (D4DP) zwischen dem BiB, der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) und dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) im Rahmen seiner neuen Tätigkeit weiter unterstützen.

Prof. Dr. Bernhard Köppen wechselt an die Uni Koblenz-Landau

Prof. **Köppen** hat Ende September 2017 das Institut verlassen. Er ist zum 1. Oktober 2017 dem Ruf auf eine Professur für Anthropogeographie an der Universität Koblenz-Landau gefolgt.

Lehrtätigkeiten

Dr. Katrin Schiefer: Seminar für Austauschstudierende an der Uni Mainz

Im Wintersemester 2017/2018 hat **Dr. Katrin Schiefer** ein Seminar für Austauschstudierende der Sozialwissenschaften zum Thema „The Social Scientist´s View of Germany“ durchgeführt. Darin setzen sich die ausländischen Studierenden mit den unterschiedlichsten Aspekten der deutschen Gesellschaft auseinander. Neben der Bevölkerungsentwicklung sowie den gesellschaftlichen Leitlinien (Familienleitbilder, Schulwesen, Migration) wurden außerdem das politische System sowie aktuelle gesellschafts(politische) Themen wie die Regierungsbildung oder kulturelle Diversität am Arbeitsplatz besprochen. Zusätzlich zur deutschen Perspektive bringen die Studierenden durch Erfahrungen aus ihren Herkunftsländern auch die internationale Perspektive in die Diskussionen mit ein.

Antrittsvorlesung von Dr. Heiko Rüger an der Uni Mainz

Nach dem erfolgreichen Abschluss seiner Habilitattion hat PD **Dr. habil. Heiko Rüger** am 31. Januar 2018 seine öffentliche Antrittsvorlesung an der Uni Mainz gehalten. In seinem Vortrag widmete er sich dem Thema „Räumliche Mobilität, Familie und Gesellschaft“.

Veranstaltungen

Jahrestagung der DGD vom 14. bis 16. März 2018 in Köln

Die Jahrestagung 2018 der Deutschen Gesellschaft für Demographie (DGD), die in Zusammenarbeit mit der Nederlandse Vereniging voor Demografie (NVD) stattfindet, wird sich schwerpunktmäßig dem Zusammenhang von Familie, Fertilität und Generationenbeziehungen widmen.

Fragen, die in diesem Zusammenhang behandelt werden, sind: Wie hat sich das Familien- und Fertilitätsverhalten über Generationen verändert? In welchem Zusammenhang stehen Fertilitätsdynamik, Kinderwünsche und Partnerschaftsverhalten der Eltern- und Kindergeneration? In welcher Weise beeinflusst das familiale Verhalten die Generationenbeziehungen? Welchen Einfluss haben bspw. Scheidung, Trennung und die zunehmende Bedeutung von Stieffamilien auf Generationenzusammenhalt und -beziehungen? Inwiefern unterscheiden sich die Verhaltensweisen zwischen sozialen Gruppen und zwischen europäischen Ländern?

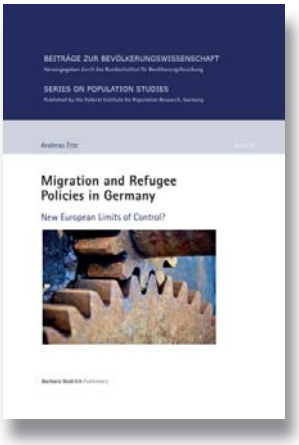
Informationen zur Tagung

https://dgd-online.de/die-dgd/veranstaltungen/jahrestagung/

ZULETZT ERSCHIENEN IN DER REIHE "Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft":

Brenton Wiernik; Heiko Rüger; Deniz Ones (Hrsg.):
Managing Expatriates. Sucess Factors in Private and Public Domains.
2018. Band 50
ISBN: 978-3-8474-2031-6
eISBN: 978-3-8474-1017-1

Die Beiträge dieses Bandes untersuchen die Beschäftigung als Auslandsentsandter aus unterschiedlichen Perspektiven. Dazu zählen die Faktoren individuelle psychologische Voraussetzungen, Alter und Erfahrung, Training und Vorbereitung sowie soziale und organisatorische Unterstützung. Auf der Basis von umfangreichen Langzeitstudien aus dem öffentlichen und privaten Sektor werden somit wertvolle Einblicke zum theoretischen Verständnis und dem praktischen Management bei Auslandsentsendungen gegeben.



Andreas Ette:
Migration and Refugee Policies in Germany. New European Limits of Control?
2017. Band 51
ISBN 978-3-8474-2083-5
eISBN 978-3-8474-1078-2

Wie groß das Spannungsfeld zwischen den Politikzielen der Nationalstaaten und einer gemeinsamen Migrationspolitik in Europa nach wie vor ist, hat das Flüchtlingsgeschehen seit 2015 verdeutlicht. In dem Band wird die Entwicklung der Asyl- und Migrationspolitik auf europäischer Ebene seit Ende der 1990er Jahre untersucht. Dazu werden unter anderem am Beispiel Deutschlands die politischen Strategien und Mechanismen zur Durchsetzung nationaler Politikziele auf der europäischen Ebene analysiert.

Norbert F. Schneider; Sabine Diabaté; Kerstin Ruckdeschel (Hrsg.):
Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben
2015. Band 48
ISBN 978-3-8474-0663-1
eISBN 978-3-8474-0809-3

Welche kulturellen Leitvorstellungen zum Familienleben existieren in Deutschland? Was gilt als „normal", als wünschenswert und als abweichend und wie beeinflussen diese Vorstellungen die Familiengründung und das Familienleben?
Diese Fragen stehen im Fokus der Beiträge, die in diesem Band versammelt sind. Die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Familienleitbilder in Deutschland wird verdeutlicht. Damit leistet dieses Buch einen wichtigen Erklärungsbeitrag zum kulturellen Verständnis von demografischen Prozessen.

Jasmin Passet-Wittig:
Unerfüllte Kinderwünsche und Reproduktionsmedizin. Eine sozialwissenschaftliche Analyse von Paaren in Kinderwunschbehandlung
2017. Band 49
ISBN 978-3-8474-2080-4
eISBN 978-3-8474-1062-1

Die sozialwissenschaftliche Fertitilitätsforschung hat sich bisher kaum mit unerfüllten Kinderwünschen und den Handlungsoptionen der von Infertilität betroffenen Paare beschäftigt. In dem Band werden die Situation und der Entscheidungsprozess der Paare für eine Kinderwunschbehandlung untersucht. Besonders im Fokus steht dabei die zeitliche Dimension von der Feststellung einer Infertiltität bis zur Entscheidung, eine Kinderwunschklinik aufzusuchen. Basis der Studie sind Daten einer eigens durchgeführten Befragung von Paaren in Kinderwunschbehandlung.

www.barbara-budrich.net

Verlag Barbara Budrich Publishers
Stauffenbergstr. 7
D-51379 Leverkusen, Germany
info@budrich.de

Buch im Blickpunkt

Cornelia Helfferich:
Familie und Geschlecht. Eine neue Grundlegung der Familiensoziologie

Die bisherige familiensoziologische Forschung hat Familie als soziales Phänomen nur unzureichend verstanden, weil sie den wechselseitigen Zusammenhang von Familie und Geschlechterbeziehungen nicht in angemessenem Maße beachtet hat. Diese Feststellung steht am Anfang des Bandes, der die Bedeutung des Geschlechts für die Familiensoziologie manifestiert. Er greift die bestehende Unzufriedenheit mit einer „Stagnation der familiensoziologischen Theoriebildung" auf, der die Geschlechterperspektive fehlt und plädiert für die Einbeziehung von Geschlechterbeziehungen in die soziale Form Familie. Diese Perspektive ermöglicht unter anderem einen neuen Zugang zur Erklärung von Phänomenen wie dem Kinderwunsch, der Partnerwahl oder Elternschaft.

Das Buch:
Cornelia Helfferich:
Familie und Geschlecht. Eine neue Grundlegung der Familiensoziologie (utb Band 4662)
Verlag Barbara Budrich Opladen & Toronto 2017
ISBN: 978-3-8252-4662-4 (Print)

Was ist Familie und wie lässt sie sich mit Geschlechterbeziehungen verbinden?

Daher ist die Verknüpfung der Konstitution von Familie mit der Konstitution von Geschlecht der Ausgangspunkt des Buches, das nach einer Einleitung in die Thematik in Teil 1 die theoretischen Grundlagen vorstellt. Darin wird deutlich, dass es bisher kaum wechselseitige Beziehungen zwischen der Familiensoziologie und der Geschlechtertheorie gibt und von einem „gegenseitigen Ignorieren" gesprochen werden muss. Die vorhandenen Defizite in beiden Disziplinen ergänzen sich: So wird gezeigt, dass Familiensoziologie im Wesentlichen kein angemessenes Konzept von Geschlecht hat, während zugleich auch die Geschlechtersoziologie kein passendes Konzept von Familie aufweisen kann. Beide Disziplinen stehen vor der Frage, was eigentlich unter Familie zu verstehen ist. Klar wird dabei auch, dass die bisherige Definition von Familie als zu eng betrachtet wird, um die Veränderungen der Familie, die auch als „Auflösung" oder „Krise" beschrieben wird, zu erfassen. Daher wird es als notwendig erachtet, die Definition der Familie um die Integration von Geschlechterbeziehungen zu erweitern, die als nützliche Schnittstelle für eine Verbindung der beiden Disziplinen betrachtet werden. Der Gründung einer Familie und dem damit verbundenen biografischen Übergang folgt dadurch eine spezielle Umwandlung der Geschlechterbeziehungen. Eine empirische Analyse der Konstitution von Familie und Geschlecht im Lebenslauf muss zudem auch soziale Differenzierungen miteinbeziehen. Dazu zählt etwa soziale Ungleichheit. Darüber hinaus bringt es gerade für die Familiensoziologie einen Gewinn, wenn aus historischer Perspektive der größere Zusammenhang zwischen Familienformen, Geschlechterordnung und Sexualitätsnormen im Lebenslauf betrachtet wird.

Theorien zur Verbindung der Konstitution von Familie und Geschlecht

Welche wissenschaftliche Theoriefundierung beider Disziplinen erfasst am besten den Zusammenhang von Familie und Geschlecht? Diese Frage wird kritisch diskutiert. Es werden drei unterschiedliche Theorietraditionen bewertet, die ein Spektrum vom Ansatz Pierre Bourdieus, über Interaktionstheorien bis hin zu rationalen Handlungstheorien umfassen. Dazu werden auch Theorien des Lebenslaufs, die nicht nur in der Familiensoziologie, sondern auch in der Geschlechterforschung angewendet werden, vorgestellt und kritisch analysiert. Am Ende steht die Erkenntnis, dass in erster Linie der methodische Ansatz Bourdieus am Besten dazu geeignet ist, die „Doppelfigur, dass Familie Geschlecht voraussetzt und zugleich erzeugt", zu erklären. Damit wird versucht, die Begrifflichkeiten Bourdieus „für eine Familiensoziologie unter der Geschlechterperspektive" zu nutzen. Zumal der Bezug auf Bourdieu sich auch mit Blick auf die „Frage nach der Konstitution von Familie in Verknüpfung mit der Frage der Reproduk-

tion sozialer Ungleichheit“ anbietet. Als zweites Fundament der Analyse wird die Lebenslaufperspektive angewendet. Begründet wird dies unter anderem damit, dass sie Vergangenheit (oder besser: „vorgängige Erfahrungen mit Handeln“) mit dem Handeln in der Gegenwart und Zukunft verknüpft.

Die Konstitution von Familie und Geschlecht als biografischer Prozess

Auf der Basis dieses theoretischen Fundaments präsentiert Teil 2 empirische, quantitative und qualitative Daten aus verschiedenen Quellen. Sie offenbaren einen Zyklus an Geschlechterbeziehungen, in den die Familie eingebettet ist. Der erste Übergang von Geschlechterbeziehungen startet in der Jugend mit der sexuellen Initiation, mit der sich das Geschlecht konstituiert und in einem engen Bezug zur Institution Familie steht. Gezeigt wird hier, nach welchen Regeln die Geschlechterbeziehungen in der Jugend die sexuellen Initiationsmuster (die nicht von der älteren Generation, sondern in der Regel von Gleichaltrigen geleistet werden) von Frauen und Männern organisiert werden. Dabei wird darauf hingewiesen, dass in dieser Phase die sozialen Unterschiede noch nicht sehr ausgeprägt sind. Zugleich wird eine Asymmetrie zwischen den Geschlechtern konstituiert, die darauf beruht, dass vor allem die Frauen im Gegensatz zu den Männern ein starkes Interesse an festen Beziehungen haben. Diese Differenz der Geschlechter hat auch Folgen für die nachfolgenden Beziehungen.

Phase 1: Die Asymmetrie der Geschlechterbeziehungen schreitet im Lebenslauf voran

Auf den „Erprobungsraum“ der Geschlechterbeziehungen in der Jugend folgen Meilensteine einer „Verstetigung der Beziehungen“ in Form des Zusammenziehens oder der Heirat. Zu beobachten ist hier eine Veränderung bei der Abfolge monogamer Beziehungen, d. h. sie bauen aufeinander auf und werden länger und enger. Im Gegensatz zu den Beziehungen jüngerer Jahre ändern sich bestimmte Einstellungen und Präferenzen, etwa was Bedürfnisbefriedigung, soziale Aktivitäten oder das Aussehen angeht, oder anders ausgedrückt: Die sexuelle Interaktion nimmt ab und die gemeinsame Bewältigung des Alltags nimmt eine immer größere Rolle ein. Gleichzeitig werden vorhandene Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern verstärkt. Die vorhandene Asymmetrie schreitet weiter voran und zwischen Frau und Mann schleift sich nach und nach eine traditionelle Arbeitsteilung ein. Diese Ungleichheit verstärkt sich mit zunehmenden sozialen Unterschieden der Partner beim Einkommen und den Erwerbschancen.

Phase 2: Aus der Beziehung wird eine Familie

Die biografische Entwicklung schreitet mit der Frage des Kinderwunsches und den sozialen Regeln der Partnerwahl voran. Betont wird vor allem, dass ein Kinderwunsch an eine verstetigte Beziehung gebunden ist und zugleich im Sinne von Bourdieu als „Beziehungsimagination (vorstellung)“ verstanden wird. Diese kann sich in Form eines Familienwunsches äußern mit einer Betonung der Elternbeziehung oder in der Vorstellung der Beziehung zu einem Kind. Damit werden die Einstellung zu eigenen Kindern und das reproduktive Handeln als Teil des Geschlechterverhaltens verstanden, das in der Familie seine soziale Form findet. Das familiensoziologische Interesse am Kinderwunsch mit dem Ziel einer Vorhersage der Fertilität ist hier aber explizit nicht gemeint. Als viel bedeutsamer für die Formung von Familie ist die Frage, „wann und in welchen Situationen Menschen kein Kind bekommen möchten“. Diese sollte der Frage nach dem Kinderwunsch hinzugestellt werden. Festzuhalten bleibt, dass die durch die „Verstetigung der Beziehungen“ sowie die Herausbildung von Routinen erkennbaren Asymmetrien zwischen Frau und Mann in dieser Phase weiter verstärkt werden, zum Beispiel in der Beziehung zu einem Kind: So wird konstatiert, dass Frauen eine nähere Beziehung zu Kindern aufweisen als Männer, die sich nicht primär auf das Kind konzentrieren können bzw. wollen.

Ungleichheit zwischen den Geschlechtern durch den Zeitpunkt der Mutterschaft

Verstärkt wird die Geschlechterungleichheit durch einen Aufschub der ersten Geburt in ein höheres Alter vor allem bei höherqualifizierten Frauen mit einer langen Ausbildungszeit. So beeinträchtige die Sorge für das Kind die Bildungschancen der Frauen, während die berufliche Laufbahn der Väter dadurch kaum beeinflusst wird. Damit vergrößert sich der soziale Abstand zu den Männern, stärkt deren gesellschaftliche Dominanz weiter und führt auf diesem Wege zur weiteren Reproduktion sozialer Ungleichheit.

Phase 3: Welche Folgen hat die Geburt des ersten Kindes?

Die zweite große Veränderung der Geschlechterbeziehungen erfolgt mit der Geburt des ersten Kindes. Dabei ist unzweideutig festzuhalten, dass die Beziehung zwischen Mutter und Vater sich im Vergleich zur kinderlosen Zeit mit der Ankunft eines Kindes verändert hat. Zugleich verschärfen sich die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern und die Position des Vaters festigt sich. Für die Mütter bedeutet dies neben Einbußen bei Erwerbs- und Bildungschancen eine wachsende Abhängigkeit von einem Ernährer. Zudem wird nach außen hin die „männliche Verantwortung als Ernährer" höher bewertet als die „weibliche Verantwortung" für die Versorgung eines kleinen Kindes.

Zusätzlich erschwert zeigt sich die Lage bei Alleinerziehenden bzw. Familienernährerinnen, die nicht der konventionellen Aufgabenteilung entsprechen: In ihrem Fall verschärfen sich die „Geschlechterungleichheiten noch über die Lebensform".

Phase 4: Eigendynamik der Paarbeziehungen bei der Familienerweiterung

Verschärft die Geburt des zweiten Kindes (oder ein weiteres Kind) die Beziehungsveränderungen von Paaren? Keineswegs, wie die empirischen Beispiele belegen. Allerdings entwickeln sich die Tätigkeitsfelder der Mütter und Väter mit jedem Kind weiter auseinander. Bereits vorhandene „differente Dispositionen" zwischen den Geschlechtern nehmen weiter zu. Außerdem wächst vor allem bei Frauen mit einer niedrigen Bildung die Reproduktion sozialer Ungleichheit in erster Linie durch Einschränkungen im Erwerbsleben (z. B. durch eine lange Unterbrechung der Berufstätigkeit in Kombination mit einer höheren Kinderzahl). Darüber hinaus gilt es zu beachten, dass Familien mit vier und mehr Kindern überproportional einen Migrationshintergrund haben, was zu einer weiteren Verschärfung sozialer Ungleichheit beitragen kann.

Eine ganz andere Situation besteht bei Kinderlosen wie Singles oder egalitären Zweierbeziehungen ohne Kinder. Hier wird es als zu einfach betrachtet, Kinderlosigkeit als spezifisch „modernen" und Mehrkindfamilien als spezifisch „traditionellen" Lebensstil zu etikettieren. Beide Formen sind vielmehr „heterogene Phänomene", wobei das Armutsrisiko in Mehrkindfamilien höher ist als bei Kinderlosen, zumal sie die Geschlechterungleichheit mit jedem weiteren Kind manifestieren. Erschwerend kommt hinzu, dass sich die Muster für Kinderlosigkeit der Frauen in Ost- und Westdeutschland unterscheiden. Im Westen wird sie unter anderem zum Teil als Ergebnis eines „biografischen Zögerns" der Frauen begründet, um Ungleichheiten etwa bei der Erwerbstätigkeit zu vermeiden, während die Frauen im Osten „anderen reproduktiven Strategien" folgen.

Fazit: Geschlechterbeziehungen müssen das Thema der Familiensoziologie sein – nicht die Kernfamilie

In einer historischen Situation, in der von Vielen von einer Krise oder gar Auflösung der bürgerlichen Kernfamilie (bzw. bürgerlichen Ehe) gesprochen wird, bedarf es einer erweiterten familiensoziologischen Forschungsperspektive, deren Schwerpunkt, wie eingangs beschrieben, auf einer Verschränkung von Familie und Geschlechterbeziehungen beruht. Dies ist das zentrale Plädoyer des Bandes.

Die Kernfamilie, d. h. „das Zusammenleben mit Kindern", wird als eine Sonderform von Geschlechterbeziehungen betrachtet und als eine mögliche Phase im Lebenslauf anerkannt. Die Lebenslaufperspektive, die ein wesentliches Fundament der Analyse bildet, bringt die Konstitution von Geschlecht und Familie zusammen. Die zentralen Ergebnisse des empirischen Teils, die, wie gezeigt, ein zunehmendes Auseinandertreten der Geschlechter im reproduktiven Lebenslauf aufzeigen, lassen die Institution und soziale Form Familie keineswegs nur in einem glänzenden Licht erscheinen. So fördert sie nicht nur die Geschlechterunterschiede zwischen Müttern und Vätern, sondern trägt auch zur sozialen Ungleichheit unter den Frauen bei – etwa im Vergleich von Müttern und kinderlosen Frauen sowie bei der Förderung von schwierigeren Erwerbssituationen bei Müttern. Alles in allem bleibt beim Lesen des Buches vor allem ein Eindruck haften: Was die Geschlechteregalität angeht, hat sich bisher im Bereich Familie zwar einiges geändert, aber eben noch nicht genug. Somit stellt der Band eher den Beginn einer wissenschaftlichen Debatte dar, in der die Geschlechterbeziehungen ins Zentrum rücken sollten – und weniger die Familie.

Bernhard Gückel, BiB

Kurz vorgestellt

Michèle Métrailler:
Paarbeziehungen bei der Pensionierung. Partnerschaftliche Aushandlungsprozesse der nachberuflichen Lebensphase. Springer Verlag 2018

Die Autorin geht der Frage nach, wie Lebenspartner beim Übergang in den Ruhestand ihre zukünftige Lebensgestaltung im Spannungsfeld zwischen individualistischen Ansprüchen und dem Bedürfnis nach Gemeinsamkeit aufeinander abstimmen. In einer vergleichenden Analyse der idealtypischen Vorstellungen der Pensionierung, welche innerhalb von Partnerschaften aufgrund der unterschiedlichen geschlechtlich geprägten Lebenswelten aufeinandertreffen können, entwickelt sie ein allgemeines Modell der partnerschaftlichen Pensionierungsvorbereitung, welches Aushandlungsprozesse rund um die polaren Interessenlagen von Aktivität und Ruhe, Veränderung und Kontinuität sowie Verpflichtung und Ungebundenheit nachzeichnet. (Verlagstext)

Mariam Irene Tazi-Preve:
Das Versagen der Kleinfamilie. Kapitalismus, Liebe und der Staat. Verlag Barbara Budrich Opladen 2017

Bei der Kleinfamilie ist nicht Normalität am Werk, sondern eine willkürliche Norm. Viele Mütter sind einem Mutterideal verpflichtet, dem sie nie entsprechen können, kurzum sie sind in der "Mutterfalle". Viele Männer würden ja gerne Elternzeit nehmen, die Arbeitswelt lässt es aber nicht zu. Die Bereiche Arbeitswelt und Familie sollen angeblich miteinander kompatibel sein, sind es aber in Wahrheit nicht – die "Vereinbarkeitslüge". Aber: Es gibt Alternativen zur Überforderung von Müttern, Vätern und Kindern. Die Autorin geht vom Leiden an den kleinfamilialen Verhältnissen aus und fragt: Kann das Liebespaar wirklich die Basis einer ganzen Gesellschaftsordnung sein? Sie legt die historischen und ideologischen Ursachen des Dilemmas der Kleinfamilie dar, statt einem „individuellen Verschulden" nachzugehen. Dabei greift sie alle relevanten Themen pointiert und fachkundig auf. (Verlagstext)

Impressum

Bevölkerungsforschung Aktuell

Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung – Ausgabe 1/2018 – 39. Jahrgang
Schriftleitung: Dr. Evelyn Grünheid
Redaktion: Bernhard Gückel
Dienstgebäude: Friedrich-Ebert-Allee 4, 65185 Wiesbaden
Telefon: (0611) 75 22 35
E-Mail: post@bib.bund.de
De-Mail: kontakt@bib-bund.de-mail.de
Internet: www.bib-demografie.de
ISSN 1869-3458 / URN:urn:nbn:de:bib-bfa0120180
„Bevölkerungsforschung Aktuell" erscheint alle 2 Monate. Die Publikation kann im Abonnement im PDF-Format bezogen werden. Anmeldungen bitte an bev-aktuell@bib.bund.de. Das Heft finden Sie auch auf der Homepage des BiB (www.bib-demografie.de).

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet (Bevölkerungsforschung Aktuell 1/2018 des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung). Belegexemplar erbeten.